Um Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1873.

Achtes Kapitel.

In der Hofburg zu Wien herrschte reges Leben. Adjutanten und Ordonnanzen kamen und gingen aus und nach der über der großen Hauptwache belegenen Generaladjutantur. Gruppen von Neugierigen standen trotz der frühen Stunde, um acht Uhr Morgens, hie und da in dem großen Hof und sahen jeden kommenden oder gehenden Offizier mit höchster Spannung an, als brächte er die entscheidendsten Nachrichten.

Die öffentliche Stimmung war auf das Aeußerste erregt. Jedermann fühlte, daß gewaltige Ereignisse wie ein Gewitter in der Luft lagen und daß jeder Augenblick den zückenden Strahl bringen konnte, welcher mit gewaltigem Donnerschlag die schwülen Nebel zerreißen würde.

Die guten Wiener waren kriegerisch gestimmt. Die Presse hatte seit lange die Erbitterung gegen Preußen genährt und man hörte in den verschiedenen Gruppen

die heftigsten Aeußerungen gegen die nordische Macht, sowie die zuversichtlichsten Hoffnungen auf den Sieg der österreichischen Waffen.

War doch der Feldzeugmeister Benedek, der Mann der Soldaten, der Mann des Volkes, der Gegner der adeligen Offiziere, zum Oberkommandanten der großen Nordarmee ernannt und sollte es sich nun zeigen, was die österreichische Armee leisten könne, wenn sie aus den Händen der „Junker" in die eines wahren Feldsoldaten überging.

So laut und lebhaft aber auch diese Hoffnungen ausgesprochen wurden, so bemerkte man doch keinen eigentlich hoffnungsvoll freudigen Ausdruck in den Gruppen. Es waren mehr die Lippen, welche sprachen, als das Herz, und wer bis auf den Grund hätte in die Brust dieser lebhaft sprechenden und gestikulirenden Menschen blicken können, der möchte wohl manchem stillen besorgten Zweifel begegnet sein, der die Worte der Lippen Lügen strafte. Es war eben ein neuer, seit dem siebenjährigen Kriege unbekannter und von jener Zeit her traditionell gefürchteter Gegner, dem man entgegengehen sollte, und ein Gegner, von dessen mächtiger Militärorganisation man so viel, so Unglaubliches gehört und gelesen hatte.

Aber diese Zweifel, so mächtig sie sich auch regen

mochten, traten nicht aus der Tiefe der Brust hervor — sie dienten nur dazu, das allgemeine Gefühl der Schwüle zu vermehren, das über dem Volke lastete und dem lustigen und leichtlebigen Wien einen ganz ungewohnten ernsten Charakter aufdrückte.

Plötzlich verstummten die Gespräche in den Gruppen und alle Blicke richteten sich nach dem Eingangsthor der Hofburg. Dort erschien der Feldmarschalllieutenant von Gablenz, dieser General, der durch seine glänzende Tapferkeit, durch seine ritterlichen Eigenschaften zum Liebling der Wiener geworden war.

Stolz und elegant schritt er in den Burghof, in der grauen, eng anschließenden Generalsuniform, die Brust mit zahlreichen Orden geschmückt, das Maria-Theresienkreuz am Halse, den Federhut auf dem schönen Kopf mit dem dunkelschwarzen dichten Bart und den feinen, ausdrucksvollen Zügen.

Ihn begleitete sein Generalstabschef Oberst von Bourguignon, zwei Adjutanten und der Lieutenant von Stielow in der kleidsamen, bunten Ulanenuniform, stolz und freudig über die Auszeichnung, sich in der unmittelbaren Umgebung des berühmten Generals zu befinden.

Die Menge grüßte den Feldmarschalllieutenant, der, wie man hoffte, so viel dazu beitragen sollte, um

die laut ausgesprochenen Hoffnungen zu erfüllen, — die im Stillen gehegten besorgten Zweifel Lügen zu strafen.

Der General erwiederte die Huldigungen mit leichtem militärischem Gruß, freundlich aber mit vornehmer Würde; er war sich seiner Popularität bewußt, aber er suchte sie nicht — er nahm sie hin wie etwas Selbstverständliches, ihm Gebührendes.

Er durchschritt mit seinen Begleitern den Hof, trat in das große Portal und stieg die Treppe hinauf zu den Gemächern des Kaisers.

Mit tiefer Verneigung öffnete ihm der Thürsteher die Thüre des Vorzimmers.

Tiefe Stille herrschte in dem großen weiten Raum mit dem dunklen Getäfel, den hohen Seidenmöbeln und den schweren Vorhängen vor den mächtigen Fenstern.

An der Thür, welche zum Arbeitszimmer des Kaisers führte, stand ein Arcièren-Leibgardist in militärischer Haltung. Der dienstthuende Flügeladjutant lehnte am Fenster und blickte in den Hof hinab. Beim Eintritt des Feldmarschalllieutenants ging der Flügeladjutant, ein junger, schöner Mann mit kurzem schwarzen Haar und Schnurrbart, in der dunkelgrünen einfachen Uniform der kaiserlichen Adjutantur mit den Majorsabzeichen, demselben entgegen und grüßte militärisch. Der Feld-

marschallieutenant erwiederte den Gruß, und nachdem er ebenfalls den Arcièrengardisten, deren jeder Hauptmannsrang hat und deren Hauptmann der Feldmarschall Graf Wratislaw war, verbindlich gegrüßt, reichte er dem Flügeladjutanten die Hand.

„Wie geht es, lieber Fürst Liechtenstein — was treiben Sie hier in Wien, seit ich Sie nicht gesehen?"

„Uns schlägt des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr," erwiederte der junge Fürst — „wir sind nicht so glücklich, wie Sie, Excellenz — uns etwas tummeln zu können — und müssen uns begnügen, hier die Berichte von Ihren Heldenthaten zu hören. — Sie gehen, um neue Lorbeeren zu pflücken —"

„Halt, mein lieber Fürst," unterbrach ihn der General, — „von Lorbeeren muß man immer nur dann sprechen, wenn man sie gepflückt hat, — doch," fuhr er fort, — „ist Seine kaiserliche Majestät beschäftigt? — ich will mich melden, um sofort zur Armee abzugehen."

„Graf Mensdorff ist soeben hineingegangen," erwiederte der Fürst, — „er wird aber gewiß nicht lange bleiben und sobald er hinaus ist, werde ich Sie melden."

Der Feldmarschallieutenant trat mit dem Obersten von Bourguignon in eine Fensternische, während der Fürst Liechtenstein sich mit den Adjutanten des Generals und Herrn von Stielow unterhielt.

Während dieß im Vorzimmer vorging, stand der Kaiser Franz Joseph, nach österreichisch-militärischer Sitte in den bequemen, weiten, grauen Oberrock gekleidet, vor dem großen, breiten, mit Papieren, Büchern und Karten überdeckten Schreibtisch seines luftigen und hellen, einfachen Kabinets.

Tiefer Ernst ruhte auf seinen Zügen, die Hand leicht auf den Tisch gestützt, hörte er mit Spannung den Vortrag des Grafen Mensdorff an, der einige Berichte und Depeschen in der Hand hielt.

„Daß Prinz Solms in Hannover nicht reüssirt hat und der König Georg jedes Bündniß ablehnt," sagte der Kaiser, „ist ein sehr unangenehmer Fall. Dadurch werden nach jener Seite die preußischen Kräfte nicht beschäftigt, und wir müssen Alles thun, um den großen Entscheidungskampf in Böhmen oder hoffentlich in Sachsen mit der ganzen feindlichen Kraft aufnehmen zu können. — Glauben Sie denn, daß ein hannöverisches Bündniß mit Preußen zu befürchten ist?"

„Gewiß nicht, Eure Majestät," erwiederte Graf Mensdorff, — „der König wird jenes Bündniß ebenso zurückweisen, wie das unsrige. Seine hannöverische Majestät hält eben einfach auf seinem Bundesstandpunkt fest und will sich nach keiner Seite engagiren! — Ich fürchte, der König bringt sich da in eine bedenkliche

Isolirung, die bei seiner exponirten und abgeschnittenen Stellung, umgeben von der preußischen Macht, hochgefährlich für seine Sicherheit, — ja für seine Krone werden kann."

„Für seine Krone?" fragte der Kaiser und warf erstaunt das Haupt empor.

„Majestät," sagte Graf Mensdorff, „wenn der erste Kanonenschuß gefallen ist, wird sich Preußen auf den Standpunkt der rücksichtslosesten Staatsraison stellen, wie man dort sagt, — und Hannover ist längst ein Ziel der preußischen Wünsche."

„So lange das Schwert Oesterreichs nicht vom unerbittlichen Wetter der Schlachten in meiner Hand zerbrochen wird," — rief der Kaiser stolz, „wird keines deutschen Fürsten Krone angetastet werden."

Graf Mensdorff schwieg.

Der Kaiser machte einige rasche Schritte durch das Zimmer.

Dann blieb er wieder vor seinem Minister stehen.

„Sie glauben immer nicht an den Erfolg?" fragte er, indem er seinen Blick durchdringend auf den Grafen richtete.

„Majestät," erwiederte dieser, — „ich trage die Uniform eines österreichischen Generals und stehe vor meinem Kaiser — und das am Vorabend eines Krieges

in welchem alle Fahnen des Kaiserstaates entrollt werden, — wie würde es mir ziemen, an dem Erfolge der österreichischen Waffen zu zweifeln?" —

Der Kaiser trat leicht mit dem Fuß auf den Boden.

„Das ist keine Antwort," sagte er. — „Ich frage nicht den General, sondern den Minister."

„Ich wollte," erwiederte Graf Mensdorff, „daß ich als General vor Eurer kaiserlichen Majestät stände — oder vor den Feinden Eurer Majestät, — dann wäre mein Herz leichter — und," fügte er fast düster hinzu, — „dann hätte ich auch vielleicht mehr Zuversicht auf den Sieg, — wenigstens könnte ich dann mein Leben dafür einsetzen. — Als Minister," — fuhr er nach einem augenblicklichen Schweigen fort, — „habe ich Eurer Majestät meine Ansicht gesagt — und kann nur dem innigen Wunsch wiederholt Ausdruck geben, daß es Eurer Majestät gefallen wolle, mir die schwere Verantwortung abzunehmen und mir zu erlauben, den Degen zu ziehen."

Der Kaiser antwortete nicht auf die letztere Bemerkung des Grafen.

„Aber mein lieber Mensdorff," sagte er dann, „ich kenne Ihr österreichisches Herz — schlägt dasselbe nicht höher bei dem Gedanken, die alte Macht des Hauses Habsburg wieder aufzurichten in Deutschland und diesen

gefährlichen Nebenbuhler zu brechen, der unser Oesterreich und mein kaiserliches Haus hinauswerfen möchte aus Deutschland — dem alten Erbe unserer Väter. — Soll ich denn die Gelegenheit vorübergehen lassen, die vielleicht nie so günstig wiederkommt?"

„Eure Majestät können nicht tiefer und inniger die Liebe zu Oesterreich und den Stolz auf die kaiserliche Größe Ihres erhabenen Hauses im Herzen tragen als ich," — erwiederte Graf Mensdorff mit warmem Ton, „und ich würde meinen letzten Blutstropfen darum geben, um Eure kaiserliche Majestät wieder im Römer zu Frankfurt, umgeben von den Fürsten des Reichs, als Herrn und Führer Deutschlands thronen zu sehen, — aber —"

„Aber," rief der Kaiser lebhaft und sein Auge leuchtete, — „glauben Sie denn, daß das Ziel zu erreichen ist, ohne daß das Schwert in die Wagschale geworfen wird? Jener Mann in Berlin sagt ja selbst, Blut und Eisen müsse Deutschland regeneriren. Nun wohl — das Eisen mag entscheiden und das Blut komme über ihn!"

„— Aber," fuhr Graf Mensdorff mit ruhigem, fast traurigem Ton fort — „ich kann die Gelegenheit nicht für günstig halten; — auf zwei Kriegstheatern zu schlagen, das ist ein Spiel, dem ich die jetzige Machtstellung Oesterreichs und meine Hoffnungen für die Zu-

kunft nicht aussetzen möchte, — noch dazu wenn der eine Gegner so mächtig und so rücksichtslos energisch ist, daß wir unsere ganze Kraft ihm allein gegenüber gebrauchen würden."

„Energisch?" warf der Kaiser mit leichtem Ton hin. — „In Olmütz wich der Starke ruhig zurück!"

„Olmütz wiederholt sich nicht, Majestät, der Kaiser Nikolaus lebt nicht mehr und zwischen Alexander und uns liegt Sebastopol!"

Der Kaiser schwieg.

„Darf ich Eure Majestät noch unterthänigst darauf aufmerksam machen," sprach Graf Mensdorff nach einigen Augenblicken, indem er seine Papiere durchblickte, „daß der Herzog von Gramont auf eine bestimmte Antwort wegen des Vorschlags einer französischen Allianz auf Grund der Abtretung von Venetien dringt?"

Läßt sich die Antwort nicht mehr hinhalten?" fragte der Kaiser.

„Nein, Majestät — der Botschafter hat mir erklärt, daß eine unbestimmte Antwort der definitiven Ablehnung gleichkommen würde."

„Und was würden Sie thun?"

Graf Mensdorff sprach langsam und ruhig:

„Wenn Eure Kaiserliche Majestät entschlossen sind, — wie dieß der Fall ist, — im gegenwärtigen Augen-

blick den gewaltigen Kampf aufzunehmen für die Wieder=gewinnung der kaiserlichen Machtstellung Oesterreichs in Deutschland, so ist dieß Ziel hoch und groß genug, um darüber alles Andere zurückzusetzen, — es ist werthvoll und kostbar genug, um ihm ein Opfer zu bringen. Das Haus Habsburg war großmächtig in Europa ohne Venetien, Macht hat es durch diese Provinz nicht erworben — wohl aber viele Verlegenheiten, Mühen und Sorgen. Das Kampfspiel in Deutschland und um Deutschland hat große Chancen des Erfolges, wenn der Feind im Süden beseitigt, die dortige Armee freigemacht wird und wenn unsere Allianz mit Frankreich Preußen verhindert, seine Armeen gegen uns zu konzentriren. Dann wird unser Gegner nach zwei Seiten beschäftigt, während wir unsere ganze Macht auf einen Punkt werfen können, und das jetzt für uns ungünstige Spiel wird zu unsern Gunsten gerade umgekehrt gestaltet. — Der dann ent=stehenden Konstellation gegenüber wäre ein zweites Ol=mütz möglich — oder, wenn es dann doch zur Entschei=dung der Waffen kommt, der Erfolg weit gesicherter. — Ich, Majestät," — fuhr Graf Mensdorff fort, indem er den gespannten, forschenden Blick des Kaisers klar und ruhig erwiederte, — „ich würde Venetien abtreten."

Der Kaiser schwieg und biß die Lippen aufeinander.

„Kaufen," rief er endlich lebhaft, — „kaufen sollte

ich die Stellung meines Hauses in Deutschland, kaufen das Recht meiner Väter, und von wem kaufen? — Von diesem Königreich Italien, das die Fürsten meines Hauses vertrieben, das die Kirche bedroht und selbst des heiligen Stuhles Patrimonium anzutasten bereit ist —! Nein! nein! Denken Sie sich an meine Stelle, Graf Mensdorff, — Sie werden begreifen, daß ich das nicht kann!"

„Majestät halten zu Gnaden," sagte der Graf, — „kaufen muß man Alles, jede Allianz ist ein Kauf, und je weniger werthvoll das Objekt ist, welches man hingibt, um so besser ist das Geschäft. Oesterreichs italienische Stellung und frühere italienische Politik — deren Richtigkeit noch sehr zu erörtern wäre — ist mit der Lombardei aufgegeben, Venetien kann nicht viel nützen — und nur ein Hinderniß für eine mögliche Allianz mit Italien bilden."

„Sie denken an eine Allianz mit Italien als möglich?" rief der Kaiser mit Erstaunen.

„Warum nicht?" sagte Graf Mensdorff, — „wenn Italien Alles hat, was italienisch ist, so hat es kein Oesterreich feindliches Interesse mehr und kann sich weit eher mit dem Kaiserstaat verbinden, als mit Frankreich, mit welchem es früher oder später um die erste Stelle unter den Nationen romanischer Rasse in Streit kommen muß."

„— Und die vertriebenen Erzherzöge und die Heiligkeit des Oberhaupts der Kirche?" fragte der Kaiser. — „Ich kann es nicht," fuhr er fort, indem er vor sich hin blickte, — „was würde mein Oheim sagen, der sich anschickt, den Italienern die Schärfe des österreichischen Schwertes fühlen zu lassen, — was würde mein ganzes Haus, die Geschichte, — was würde man in Rom sagen! — Wenn Italien geschlagen ist," — sagte er nach einem Augenblick nachdenkend, — „wenn wir in Deutschland wieder auf der alten Höhe stehen, dann kann man über Venetien unterhandeln, — wenn dann durch dieß Opfer die Sicherheit des heiligen Vaters und des Patrimoniums Petri garantirt werden kann —"

„Wenn Eure Majestät in Deutschland Sieger sein sollten," erwiederte Graf Mensdorff, — „dann bedürfen wir keiner Unterhandlungen mit Italien mehr. Aber —"

Ein Schlag an die Thür ertönte.

Der diensthuende Flügeladjutant Fürst Liechtenstein trat ein.

„Eine Depesche für Kaiserliche Majestät vom Feldzeugmeister."

Und er zog sich wieder zurück.

Die Augen des Kaisers leuchteten, als er eilig mit fast zitternder Hand den Umschlag des Telegramms zerriß.

„Vielleicht ein Zusammenstoß,“ murmelte er.

Sein Auge flog mit hastiger Spannung über die Zeilen.

Er wurde todtenblaß, und den Blick starr auf das Papier gerichtet, welches er unbeweglich vor sich hielt, sank er auf den einfachen hölzernen Sessel vor seinem Schreibtisch.

Eine kurze Pause trat ein, während welcher die Brust des Kaisers keuchend arbeitete.

Graf Mensdorff blickte mit äußerster Spannung auf seinen kaiserlichen Herrn, wagte jedoch nicht, das unverkennbar peinliche Nachdenken zu unterbrechen, in welches die empfangene Nachricht ihn versetzt hatte.

Endlich richtete sich der Kaiser wieder auf.

„Eine Depesche von Benedek!“ rief er.

„Und was meldet der Feldzeugmeister?“ fragte Graf Mensdorff.

Der Kaiser schlug mit der Hand vor die Stirn.

„Er bittet mich, Frieden zu machen um jeden Preis, die Armee sei nicht schlagfertig, wie er näher auseinandersetzen will.“

„Eure Majestät werden nicht glauben,“ sagte Graf Mensdorff traurig lächelnd, „daß der Feldzeugmeister mit mir konspirirt. — Wenn er die Armee dem Kampfe, der uns bevorsteht, nicht gewachsen findet — er, der

Vertrauensmann der öffentlichen Meinung," — Graf Mensdorff sagte dieß mit einem feinen, fast unmerklichen Lächeln, — „dann muß wohl meinen Bedenken ein ernstes Motiv zum Grunde liegen."

Der Kaiser sprang auf und rührte heftig die goldene Glocke, welche auf seinem Schreibtisch stand.

Der Kammerdiener trat ein.

„Fürst Liechtenstein!" rief der Kaiser.

Eine Sekunde darauf stand der diensthuende Flügeladjutant vor ihm.

„Ich lasse den Grafen Crenneville bitten, sogleich zu kommen. — Wer ist im Vorzimmer?"

„Feldmarschallieutenant Baron Gablenz mit seinem Generalstabschef und Adjutanten!" meldete Fürst Liechtenstein in dienstlicher Haltung.

„Sehr gut," rief der Kaiser, „lassen Sie ihn sogleich eintreten."

Einen Augenblick später führte der Fürst den General und seine Begleiter ein.

Baron Gablenz trat an den Kaiser heran und sprach:

„Ich bitte Eure Majestät, vor meinem Abgang zur Armee mich abmelden und Allerhöchstdenselben meinen unterthänigsten Dank für das durch die Uebertragung des Kommandos über das zehnte Korps bewiesene allergnädigste Vertrauen ausdrücken zu dürfen."

Der Kaiser erwiederte gnädig:

„Dieß Vertrauen, mein lieber Feldmarschalllieutenant, ist verdient und keine Gnade, — Sie werden es rechtfertigen durch neue Lorbeeren, welche Sie an die österreischen Fahnen knüpfen."

Baron Gablenz stellte den Oberst Bourguignon, seine Adjutanten und Herrn von Stielow vor.

Der Kaiser richtete an Jeden einige verbindliche Worte mit der ihm eigenthümlichen liebenswürdigen und verbindlichen Manier.

Herrn von Stielow fragte er:

„Sie sind Mecklenburger?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Ihr Herz wird vielleicht getheilt sein, denn ich fürchte, Ihr Vaterland wird zu unsern Gegnern stehen, — gezwungen durch seine Lage."

„Majestät," erwiederte der junge Offizier mit innigem Ton, — „so lange ich diese Uniform trage, ist mein Vaterland da, wo Eurer Majestät Fahnen wehen. Mein Herz gehört Oesterreich."

Und er legte die Hand auf die Brust, wo unter der Uniform die Rose an seinem Herzen ruhte, welche er am Abend vorher erhalten.

Der Kaiser lächelte freundlich und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Ich freue mich, daß der Feldmarschallieutenant Sie gewählt hat, und hoffe von Ihnen zu hören!"

Fürst Liechtenstein öffnete die Thüre mit den Worten:

„Feldmarschallieutenant Graf Crenneville!"

Der Generaladjutant des Kaisers trat ein. Er trug die Uniform seiner Charge vom kleinen Dienst. Sein feines Gesicht von französischem Typus, mit dem schwarzen kleinen Bart auf der Oberlippe und den klugen, dunklen Augen, ließ in seinem lebhaften Mienenspiel die fünfzig Jahre nicht erkennen, welche der General bereits durchlebt hatte.

„Kaiserliche Majestät haben befohlen?" sprach er.

„Ich danke, meine Herren!" sagte der Kaiser zu den Begleitern des Baron Gablenz gewendet, — „ich hoffe, daß der Feldzug Ihnen Gelegenheit geben werde, mir und dem Vaterlande neue Dienste zu leisten. — Ich bitte Sie zu bleiben, Baron Gablenz!"

Herr von Bourguignon, die Adjutanten und Herr von Stielow traten ab.

Der Kaiser ergriff die Depesche, welche er vorher erhalten, und sprach:

„Soeben erhalte ich ein Telegramm, welches mich veranlaßt, Ihre Meinung zu hören. — Der Feldzeugmeister," fuhr er mit leisem Beben in der Stimme fort,

— „bittet mich, Frieden zu machen, weil die Armee nicht in der Verfassung sei, zu schlagen!“

„Unerhört!“ rief Graf Crenneville.

„Was sagen Sie dazu, Baron Gablenz?“ fragte der Kaiser den ruhig und schweigend dastehenden General.

Dieser zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

Der Kaiser hing mit dem Blick an seinen Lippen.

„Majestät,“ sagte der General, „es muß der Bitte des Feldzeugmeisters ein ernster Grund zur Seite stehen, im Allgemeinen fürchtet er keine Gefahr und rücksichtslose Kühnheit liegt mehr in seinem Charakter, als bedenkliche Vorsicht.“

„Die tapfere und glänzende Armee Eurer Majestät soll nicht schlagfertig sein?“ rief Graf Crenneville lebhaft, — „womit motivirt der Feldzeugmeister diese Ansicht?“ —

„Er will sie motiviren,“ sagte der Kaiser.

Graf Crenneville zuckte die Achseln.

Baron Gablenz fragte:

„Können Eure Majestät noch Frieden schließen?“

„Wenn ich Oesterreich für immer in die zweite Reihe in Deutschland stellen, oder es vielmehr aus Deutschland herauswerfen lassen will — ja! wenn ich den Preußen eine doppelte Revanche für Olmütz geben will — ja — sonst nicht.“

Graf Crenneville blickte gespannt auf den Feldmarschallieutenant, welcher in ernstem Nachdenken dastand.

„Majestät," sprach dieser endlich in ruhigem, eindringendem Ton, — „Niemand kann die gewaltige Kraft unseres Gegners höher anschlagen als ich, — ich habe mit den Preußen zusammen im Felde gestanden und kenne ihre materielle und ihre moralische Macht. Beide sind ungeheuer, — ihre Bewaffnung ist vortrefflich und das Zündnadelgewehr ist von furchtbarer Wirkung. — Würden wir ganz allein Preußen gegenüber stehen, so würde ich mit schweren Sorgen in den Kampf ziehen. Was mich beruhigt, sind unsere deutschen Bundesgenossen."

„Die Reichsarmee!" sagte Graf Mensdorff.

„Nicht die einzelnen Kontingente fallen für mich militärisch in die Wagschale," fuhr Baron Gablenz fort, — „sondern der Umstand, daß diese einzelnen Armeen preußische Truppen absorbiren und unsern Gegner zu einer komplizirten Kriegführung zwingen werden. Hätte ich in Hannover bleiben können, so würde diese Rechnung noch richtiger gewesen sein, — indeß, auch ohne jene Kombination wird Preußen mit sehr getheilten Kräften fechten müssen, während wir konzentrirt agiren können. — Dieß, kaiserliche Majestät, ist meine Beruhigung, — hierin beruht meine Hoffnung auf den

Erfolg, der — immerhin schwer wird erkämpft werden müssen! — Soweit meine Ansicht als General. — Ueber die Zustände in der Armee, welche etwa die Schlagfertigkeit derselben hemmen könnten, kann ich nicht urtheilen, bis ich sie gesehen habe und die Gründe habe prüfen können, welche den Feldzeugmeister zu seinem Urtheil bestimmen. Was die politische Lage betrifft, so wage ich in dieser Richtung kein Urtheil, — glaube auch nicht, daß kaiserliche Majestät ein solches von mir gefordert haben. — Nur das Eine sei mir erlaubt auszusprechen: Ist Oesterreichs Ehre engagirt, so würde ich jeden Rückzug abweisen — eine verlorne Schlacht selbst kann soviel nicht schaden, als ein Rückzug, ohne den Degen zu ziehen."

Der General schwieg.

Tiefe Stille herrschte einen Augenblick im Kabinet.

„Meine Herren," sprach der Kaiser, „die Fragen, welche an mich herantreten, sind so ernster Natur, daß sie der eingehendsten Erwägung und eines Augenblicks stiller, ruhiger Sammlung bedürfen. — In einer Stunde will ich mich entscheiden und will Ihnen, Graf Crenneville, die Antwort für den Feldzeugmeister geben. — Auch Sie, Graf Mensdorff, sollen in einer Stunde die Entscheidung auf die Frage haben, welche Sie mir vorhin vortrugen."

Die Herren verneigten sich.

„Der Antrag am Bunde auf Mobilisirung der nicht-preußischen Bundesarmee soll sogleich gestellt werden, wie Eure Majestät befehlen?" fragte Graf Mensdorff, indem er seine Papiere zusammenlegte.

„Gewiß," rief der Kaiser, „es ist nothwendig, daß die deutschen Staaten bestimmt Farbe bekennen, und daß die Streitmacht des Bundes in's Feld gestellt wird. — Ich bin der Ansicht des Baron Gablenz, daß hierin ein großer Theil unserer Macht liegt."

Und mit einer freundlichen Neigung des Hauptes entließ er die Herren, trat auf den Feldmarschalllieutenant von Gablenz zu, reichte ihm die Hand und sprach:

„Gehen Sie mit Gott, — er segne Ihren Degen und gebe mir Gelegenheit, Ihnen von Neuem dankbar zu sein!"

Der General beugte sich auf die Hand des Kaisers und sagte bewegt:

„Mein Blut und Leben für Eure kaiserliche Majestät und Oesterreich!"

Der Kaiser blieb allein.

Er ging einige Male in rascher Bewegung durch das Kabinet.

Dann setzte er sich auf den Stuhl vor seinem

Schreibtisch und warf hastig einige vor ihm liegende Papiere durcheinander, ohne auf deren Inhalt zu achten.

„Welch' eine furchtbare Lage!" rief er — „mein ganzes Gefühl drängt mich zur Entscheidung dieser deutschen Kalamität, welche wie eine schleichende Krankheit, wie ein nagender Wurm am Herzen Oesterreichs frißt und dessen Erhebung und Erstarkung verkümmert, — das Blut meines Hauses treibt mich, den Handschuh aufzunehmen, den dieser gefährliche, tödtliche Feind meines Geschlechts seit so langer Zeit uns bald höhnend, bald drohend hinwirft — die Stimme des Volks in Deutschland ruft mich — und mein Minister räth mir zum Rückzug, mein General zagt im Augenblick der Entscheidung! — Ist es denn wahr, was mir wie ein schwarzer Alp in dunkeln Stunden oft auf dem Herzen gelegen hat? — bin ich prädestinirt, diesem lieben, schönen, herrlichen Oesterreich, dem ruhmreichen Erbe meiner großen Vorfahren Unglück zu bringen? — Soll mein Name einst in der Geschichte verknüpft sein mit dem Niedergang des habsburgischen Sterns, mit dem Untergang des Kaiserstaates?"

Er starrte trübe vor sich hin.

„O daß Du neben mir stehen könntest, Du großer Geist, der mit seinem edlen, festen Herzen, mit seinem klaren Blick und seinem unerschütterlichen Willen am

Steuer des österreichischen Staats stand, Du, an dessen ruhiger, stolzer Kraft der dämonische Riese zerschellte, der die Welt aus den Fugen gehoben hatte — o daß ich einen Metternich hätte! — Was würde er mir rathen, jener reiche, freie Geist, den Niemand verstanden hat und Niemand versteht, weil vor seinem innern Leben der Welt gegenüber das stolze horazische Wort geschrieben stand: Odi profanum vulgus et arceo!"

Mit einer plötzlichen, raschen Bewegung ergriff er die Glocke.

„Der Staatsrath Klindworth soll sogleich kommen," befahl er dem eintretenden Kammerdiener, „man soll ihn in der Staatskanzlei suchen!"

Der Kammerdiener entfernte sich.

„Er ist der Einzige," sprach der Kaiser vor sich hin, — „der noch übrig ist aus jener großen Zeit des alten Oesterreichs, da die Fäden aller europäischen Politik in der Staatskanzlei zusammenliefen, da Metternich's Ohr in allen Kabinetten war und seine Hand die Entschließungen der Höfe lenkte. — Es ist wahr — er war nur ein Agent des großen Staatsmannes, nicht der Vertraute seiner letzten Gedanken — er war nicht Gentz — nein, nicht Gentz — aber er hat mitgewirkt in dem Getriebe der künstlichen Maschine und sein scharfer, durchdringender Verstand hat den Geist des Ganzen erfaßt

— oder doch geahnt! — Wenn er zu mir spricht, so glaube ich jene alte, große, wunderbar reiche, vielfarbige Zeit vor mir aufsteigen zu sehen und ich glaube oft zu ahnen und zu empfinden, was Metternich gethan hätte, wenn er heute noch der Freund und Berather des Hauses Habsburg wäre. — Ich habe das Wollen — ich habe die Kraft zur Arbeit, den Muth zum Kampfe — warum ist das Erkennen so schwer?!" —

Und der Kaiser stützte den Kopf in die Hand und blieb in tiefem Sinnen sitzen. —

Der Kammerdiener öffnete die Thür, welche nach den innern Gemächern führte und meldete:

Der Staatsrath Klindworth steht zu Eurer kaiserlichen Majestät Befehl."

Der Kaiser erhob das Haupt und winkte mit der Hand. —

Durch die geöffnete innere Thür trat jener merkwürdige Mann, der seine sonderbare Laufbahn als Schullehrer in der Nähe von Hildesheim begann, dann einen kurzen Augenblick eine öffentliche Rolle als Staatsrath am Hofe des Herzogs Karl von Braunschweig spielte und nach dem tragikomischen Sturze dieses Fürsten jene eigenthümliche Thätigkeit, als einer der eifrigsten und gewandtesten Agenten Metternich's begann, welche ihn in alle wichtigen politischen Verhandlungen verflocht

und mit allen Souveränen und Ministern Europas in Verbindung brachte, wobei er mit so großer Geschicklichkeit ein künstliches Dunkel um sich zu schaffen wußte, daß nur die Eingeweihtesten in den politischen Kreisen Europas ihn gesehen oder mit ihm verkehrt haben.

Der Staatsrath Klindworth war damals ein Mann von fast siebenzig Jahren, breitschulterig und kräftig gebaut. Der fast zwischen die Schultern gedrückte, in lauernder Haltung etwas vorgebeugte Kopf, mit ganz kurz geschnittenen grauen, fast weißen Haaren, war von jener außergewöhnlichen Häßlichkeit, welche den Blick fesselt und ebenso, wie hohe Schönheit — ja fast noch mehr anzieht. Seine kleinen Augen blitzten scharf und durchdringend unter starken grauen Augenbrauen hervor und schienen mit ihrem schnell umherlaufenden Blick, der sich nie direkt in ein anderes Auge senkte, auf einmal Alles umfassen zu wollen und auch zu können, was sich in ihrem Gesichtskreise Bemerkenswerthes finden lassen möchte.

Sein breiter, großer Mund mit dünnen, blutlosen Lippen war fest geschlossen und in der Mitte fast verdeckt durch die tief herabhängende, große und plumpe Nase, die sich an ihrem untern Theil zu ganz außergewöhnlicher Breite ausdehnte.

Er trug einen langen zugeknöpften braunen Rock

und ein weißes Halstuch und zeigte in seiner Haltung das Bild eines älteren, würdigen Herrn, den man eher für einen von den Geschäften zurückgezogenen Rentier, als für einen so vielgewandten und vielgewanderten politischen Agenten gehalten hätte. Seine im politischen Leben so vielbewährte Kunst, niemals zu erscheinen, immer in den tiefsten und dunkelsten Hintergrund zurückzutreten, übte er auch in seiner persönlichen Erscheinung, — es wäre unmöglich gewesen, das Bild einer unscheinbaren, bescheidenen Persönlichkeit treffender und charakteristischer darzustellen.

Der Staatsrath trat ein, verneigte sich tief und näherte sich dem Kaiser bis auf zwei oder drei Schritte. Dann blieb er stehen und ohne ein Wort zu sprechen wartete er in ehrfurchtsvoller Haltung, während ein schneller Blick seines Auges den Monarchen streifte und dann sich wieder zu Boden senkte.

„Ich habe Sie rufen lassen, mein lieber Klindworth," sagte Franz Joseph, indem er leicht das Haupt neigte, „weil ich begierig bin zu hören, wie Sie die Lage auffassen, in der ich mich befinde, Sie wissen, daß ich gern höre, wie die Lage der Dinge sich in Ihrem Geiste abspiegelt, der noch in den Anschauungen einer vergangenen — großen Zeit lebt."

„Kaiserliche Majestät sind allzu gnädig," erwiederte

Herr Klindworth mit einer leisen, aber scharf accentuirten und eindringenden Stimme. „Der reiche Schatz meiner Erfahrungen, die ich in einem langen politischen Leben gesammelt, steht meinem allergnädigsten Herrn stets zu Gebot und —' wie mein großer Meister, der Fürst Metternich, sagte — die Vergangenheit ist das beste Korrektiv und der richtigste Barometer für die Gegenwart. Die Fehler der Vergangenheit sieht man mit allen ihren Folgen und Konsequenzen — und lernt daraus oft die Fehler zu vermeiden, zu denen die Gegenwart verleiten könnte."

„Ganz recht," sagte der Kaiser, „ganz recht — nur machte man in der Vergangenheit — in Ihrer Vergangenheit, weniger Fehler — doch, welchen Fehler würden Sie für den gefährlichsten halten, der jetzt begangen werden könnte?"

Ohne zu zaudern, erwiederte der Staatsrath, indem sein schneller Blick von unten herauf den Kaiser streifte:

„Die Unschlüssigkeit, Majestät!"

Der Kaiser sah ihn betroffen an.

„Und fürchten Sie, daß dieser Fehler begangen werden möchte?" fragte er.

„Ich fürchte, er wird schon begangen!" erwiederte der Staatsrath ruhig.

„Von wem?"

„Weßhalb erzeigen Eure kaiserliche Majestät mir die hohe Ehre, mich zu hören?“ fragte der Staatsrath statt der Antwort entgegen, — „Eure Majestät wollen meine bescheidene und unvorgreifliche Meinung hören, damit sie — wenn auch nur als ein Sandkorn in die Wage falle, um Eure Majestät einen Entschluß fassen zu lassen. — Eure Majestät sind also noch nicht entschlossen.“

Und er nahm eine noch demüthigere und bescheidenere Haltung an, als bisher.

Der Kaiser lächelte.

„Sie verstehen es, in den Gedanken Anderer zu lesen, und gegen Ihre Dialektik ist nichts zu machen. — Gut denn,“ fuhr er fort, „wenn ich noch nicht entschlossen bin, so ist das kein Fehler, denn jetzt erst tritt der Augenblick des Entschlusses an mich heran!“

„Befehlen kaiserliche Majestät, daß ich ohne allen Rückhalt spreche?“ fragte der Staatsrath.

„Gewiß,“ rief der Kaiser und mit einem Ausdruck unendlicher Hoheit fügte er hinzu: „um leere Konversation zu machen, habe ich Sie nicht rufen lassen!“

Der Staatsrath legte seine Hände über der Brust zusammen und trommelte leicht mit den Fingern der rechten auf der äußeren Fläche seiner linken Hand.

Dann sprach er langsam und in gewissen Inter=

vallen den Eindruck seiner Worte aus den Augenwinkeln beobachtend:

„Ich kann nach meiner ganz unmaßgeblichen Ansicht die Meinung kaiserlicher Majestät nicht theilen, daß jetzt erst der Augenblick des Entschlusses gekommen sei.“

Der Kaiser blickte ihn erstaunt an.

„Und wann war denn nach Ihrer Ansicht jener Moment!“ fragte er.

„Er war da,“ erwiederte Herr Klindworth, „bevor Preußen mit Italien seinen Vertrag geschlossen hatte, bevor Italien gerüstet und Preußen seine Vorbereitungen getroffen hatte. — Eure Majestät wollten den großen Zwiespalt zur Entscheidung bringen, Eure Majestät wollten die Kaiserkrone in Frankfurt aufsetzen, nachdem der Graf Rechberg dort den boeuf historique etwas vorzeitig servirt hatte —“

Der Kaiser zog die Augenbrauen zusammen.

Ohne den Ton zu ändern fuhr der Staatsrath fort:

„Eure kaiserliche Majestät haben aber zu früh Ihre Absichten enthüllt — und darum den besten Moment versäumt — der Schlag mußte urplötzlich kommen und den Gegner unvorbereitet treffen. Dieser lange Depeschenwechsel erinnert mich an die Helden vor Troja, die erst sich lange Reden hielten und ihre Genealogie erzählten, bevor sie ihre Lanzen warfen. — Der Konflikt, —

eine Sommation — und Eurer Majestät Armeen mußten in Sachsen stehen! So hätte ich mir die Sache gedacht. Jetzt kommt die sächsische Armee nach Böhmen, — es ist unmöglich, anderswo zu schlagen, als in Böhmen, — d. h. die Kriegslast im eigenen Lande zu tragen. — Das, kaiserliche Majestät, nenne ich Unschlüssigkeit, — ihre bösen Folgen sind schon da und werden sich mit jedem Tage vermehren."

Der Kaiser dachte nach.

„Glauben Sie nicht, daß Preußen den Krieg fürchtet und vor der letzten Entscheidung zurückweichen wird?" fragte er.

„Nein, Majestät," erwiederte der Staatsrath, „das wird nicht geschehen. Graf Bismarck ist dazu unfähig."

„Aber der König," fragte der Kaiser — „er ist gegen den Krieg, — man spricht von einer Entfernung Bismarck's im letzten Augenblick —"

„Ich glaube daran nicht, kaiserliche Majestät," sagte Klindworth, — „zwar fehlt mir dem König von Preußen gegenüber die persönliche Basis der Beurtheilung. — Ich habe Friedrich Wilhelm IV. gekannt," fuhr er fort, „ich habe den Kaiser Nikolaus gekannt und kenne den Kaiser Napoleon. Von jenen verstorbenen Herren hätte ich können, von Napoleon III. könnte ich, durch die geringe Menschenkenntniß, die ich besitze, vorhersagen,

was sie wahrscheinlicher Weise thun möchten. — Dem König Wilhelm habe ich mich niemals nähern können," — hier klang ein leichter Ton des Unmuths und Verdrusses durch seine Stimme, — „was er thun möchte, kann ich daher nur auf Grund der Mittheilungen vermuthen, die mir über ihn gemacht sind."

„Und was vermuthen Sie?" fragte Franz Joseph.

„Ich vermuthe, daß der König nicht nachgeben, sondern schlagen wird. Er ist kein junger Herr mehr, — deßhalb scheut er den Krieg mit seinem Elend und seiner Bedrückung, — er ist ein Hohenzoller und alle Hohenzollern haben eine gewisse traditionelle Deferenz dem Hause Habsburg gegenüber, — deßhalb wird er ganz besonders den Krieg mit Oesterreich scheuen, — aber er ist ein Mann, ein Charakter, ein Soldat, — darum wird er den Krieg lieber führen, als rückwärts zu gehen und seine Heeresorganisation, welche er unter so harten inneren Kämpfen durchgeführt hat, zum Gespött der Welt zu machen. — Der König Wilhelm wird schlagen, Majestät, — er weicht vor der Drohung nicht zurück, — deßhalb war die Drohung ein Fehler, und die Unentschlossenheit trägt ihre bösen Früchte."

„Wenn aber der Fehler der Unentschlossenheit begangen ist," fragte der Kaiser, — „wie muß er verbessert werden? Einen Fehler zu machen kann kein

Staatsmann vermeiden, die große Kunst ist, ihn zu verbessern. — Was kann jetzt helfen?"

„Schneller Entschluß und schnelles Handeln!" erwiederte der Staatsrath.

„— Aber — Sie wissen nicht," — sagte der Kaiser zögernd, — „Graf Mensdorff —"

„Ich weiß Alles," erwiederte Klindworth lächelnd, — „Graf Mensdorff ist krank und kranke Leute entschließen sich schwer."

„Würde Metternich — der Mann der Vorsicht und der ruhigen Kombination, sich entschlossen haben?" fragte der Kaiser leise, halb zu sich selbst, halb zu Klindworth sprechend.

„Metternich würde es vielleicht nie dahin haben kommen lassen," erwiederte dieser, „würde er aber heute in der Staatskanzlei sitzen, so ständen Eurer Majestät Regimenter in Dresden und Hannover."

„Aber Benedek —" sagte der Kaiser.

„Benedek, Majestät," unterbrach ihn Klindworth, „steht zum ersten Male vor einer großen Verantwortlichkeit, ohne bis jetzt zu handeln. Das drückt ihn nieder."

„Aber er sagt," entfuhr dem Kaiser fast unwillkürlich, „die Armee sei nicht schlagfertig."

„Sie wird es gewiß nicht vom Stillliegen in

Böhmen, — lassen Eure Majestät sie schlagen und sie wird schlagfertig sein," erwiederte Klindworth unerschütterlich.

Der Kaiser ging auf und ab. Der Staatsrath blieb unbeweglich stehen und nur sein graues Auge folgte lauernd den Bewegungen des Kaisers.

Plötzlich trat dieser dicht vor ihn hin.

„Wissen Sie von dem französischen Anerbieten?" fragte er.

„Eine Allianz gegen Abtretung von Venetien," sagte Klindworth.

„Was denken Sie davon?"

„Ich denke, daß es Eurer Majestät im innersten Herzen widerstrebt — und mit Recht."

„Es handelt sich nicht um Neigungen oder Abneigungen, sondern um politische Gründe," — sagte der Kaiser.

„Die politischen Gründe sprechen ganz und gar gegen diese Allianz," antwortete Klindworth.

„Warum? Graf Mensdorff hat mir Gründe entwickelt, die — ich muß es gestehen, großen Eindruck auf mich gemacht haben!"

Ein scharfer, blitzender Strahl fuhr aus dem Auge des Staatsraths empor, er richtete sich etwas aus seiner gebückten Haltung auf und während das Spiel seiner

Finger schneller wurde, sprach er lebhafter und mit lauterer Stimme, als bisher:

„Alle politischen Gründe, Majestät, sprechen gegen diese Allianz — auf dieser Basis. — Vielleicht — ich gebe es zu — würde einer solchen Koalition gegenüber Preußen zurückweichen — vielleicht — aber wie weit? Würden Eure Majestät das erreichen, was Sie anstreben? Nein — es würde eine Verkleisterung des Konflikts sein und in solchen Zuständen würde Preußen gewinnen. — Ich glaube indeß nicht, daß man in Berlin nachgeben würde; man würde, wie ich vermuthe, auch der französischen Allianz gegenüber schlagen und dann — was würde geschehen? — Wenn Eure Majestät siegen, so wird wiederum der Preis des Sieges nicht erreicht werden. Glauben Eure Majestät, daß der Kaiser Napoleon die alleinige Suprematie Oesterreichs über ein fest geeintes Deutschland dulden werde? Niemals! Und würden Eure Majestät dann den vollen Preis des Sieges verlangen, so würden Sie ihn nur erreichen können durch einen neuen Kampf mit dem bisherigen Alliirten, welcher schnell dem besiegten Gegner die Hand reichen würde. Also der Nutzen der Allianz ist sehr zweideutig, besonders da ich weiß, daß Frankreich keiner militärischen Anstrengung fähig ist.“

„Ist das gewiß?“ fragte der Kaiser betroffen.

„Eure Majestät wissen," erwiederte Klindworth zuversichtlich, „daß ich vorsichtig bin in bestimmten Versicherungen, und daß ich Wege der Information besitze, welche sich immer als zuverlässig bewiesen haben. — Frankreich kann nicht hunderttausend Mann schlagfähige Truppen stellen ...."

Der Kaiser schwieg.

„Ist aber der Nutzen dieser Allianz," fuhr Klindworth fort, „ein ungewisser und zweideutiger, so ist dagegen ihr Schaden nach zwei Richtungen sehr groß."

Der Kaiser blickte ihn erwartungsvoll an.

„Zunächst, kaiserliche Majestät, wird die Stellung des Hauses Habsburg und Oesterreichs in Deutschland schwer kompromittirt durch die französische Allianz. — Mögen Eure Majestät Erfolge, — halbe Erfolge immer, — erlangen, sei es durch Nachgeben Preußens, sei es durch den Sieg, — immer wird die öffentliche Meinung in Deutschland in Preußen den nationalen Märtyrer erblicken, der vor dem Erbfeind der deutschen Nation hat weichen müssen. Darin wird eine ungeheure Stärkung für Preußen liegen und der Boden, von welchem aus es später in besserer Lage den Kampf wieder aufnimmt."

„Die Stimmung in Deutschland ist aber für mich!" sagte der Kaiser.

„Zum Theil," erwiederte Klindworth, „aber nicht für Frankreich. — Majestät," fuhr er fort, — „ich gehöre nicht zu den Leuten, welche die jetzt so beliebte Nationalitätenpolitik loben — und für Oesterreich ist sie die höchste Gefahr, — ich bin aus jener Zeit, wo man mit kluger Vertheilung der großen und kleinen Staatsbildungen das Gleichgewicht erhielt, — wo man noch der Ansicht war, daß ein geschickt gefügtes Ruthenbündel stärker sei als ein grober Holzklotz — aber man darf dem Nationalgefühl nicht in's Gesicht schlagen, besonders nachdem man dasselbe auch von hier aus — leider, leider — durch großdeutsche Vereine und dergleichen demagogische Mittel, bei denen die Regierungen immer die Düpirten sind, in eine künstliche und fieberhafte Ueberreizung gebracht hat. — Alle jene Personen in Süddeutschland, in Bayern, die jetzt voll Eifer und Erbitterung gegen Preußen schreiben, sprechen und resolviren — ich würde mich nicht wundern, wenn sie bei der Nachricht von der Allianz mit Frankreich in's Lager der Gegner gingen. — Ich kenne den furor teutonicus, Majestät, früher haben wir ihn niedergehalten, jetzt aber ist er künstlich aufgeregt, — wenn eine französische Allianz in diese Stimmung der Gemüther hereintritt, so gehört Deutschland Preußen."

Der Kaiser hörte sehr aufmerksam zu. Die Gründe

des Staatsraths schienen seiner Neigung zu entsprechen und ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen.

Dem Blicke des Herrn Klindworth entging dieß nicht.

„Außerdem aber, kaiserliche Majestät,“ sprach er, „würde ich eine solche Allianz im höchsten Grade schädlich halten, wegen des Opfers, durch welches sie erkauft werden soll.“

„Halten Sie den Besitz von Venetien also für so wichtig?“ fragte der Kaiser gespannt.

„Dem Besitz von Venetien an sich,“ sagte der Staatsrath, „würde ich eine so hohe Bedeutung nicht beilegen, — aber es handelt sich um ein großes Prinzip — dem ich die höchste Bedeutung beilegen muß. — Mit der freiwilligen, vertragsmäßigen Abtretung von Venetien würden Eure kaiserliche Majestät nicht nur feierlich anerkennen, was bis jetzt in Italien gegen das Haus Habsburg, gegen die Legitimität und gegen die Kirche geschehen ist, — sondern auch, was noch weiter gegen diese Faktoren, auf denen Oesterreichs Macht und Stärke beruht, geschehen soll, — das heißt den Raub des Patrimoniums Petri, die Säkularisirung des heiligen Stuhles zu Rom. — Das aber wäre die Abdikation Oesterreichs.“

Der Kaiser rief lebhaft:

„Dasselbe sagt mir mein Gefühl — aber — glauben

Sie denn, daß ich überhaupt, — daß ich jemals im Stande wäre, dem Gange der Ereignisse in Italien Halt zu gebieten, daß ich im Stande wäre, wieder zu gewinnen, was verloren ist?"

„Ich glaube es," erwiederte der Staatsrath fest.

Der Kaiser war betroffen über die Zuversichtlichkeit dieser Antwort.

„Wenn ich Sieger in Deutschland wäre — würde Deutschland einen Römerzug machen?" fragte der Kaiser, — „ich zweifle daran."

„Das wird gar nicht nöthig sein," erwiederte Klindworth, „man hat so oft gehört: Italia fara da se — eh bien, lassen wir die Italiener machen."

Und mit leichtem Lachen rieb er sich die Hände.

„Was kann Italien machen?" fragte der Kaiser dringend, „wissen Sie etwas davon?"

„Es ist ein wenig mein Metier, Alles zu wissen," sagte der Staatsrath, — „erlauben kaiserliche Majestät mir einige kurze Bemerkungen. — Italien ist dem Hause Savoyen und der Demagogie verfallen, — weil Oesterreich bei Solferino besiegt war —"

„Nicht von Italien!" rief der Kaiser.

„Nicht von Italien, — gewiß," — fuhr der Staatsrath fort, — „indeß, es war besiegt und die Revolution war allmächtig, — die Vertheidiger des

Rechts muthlos und vor Allem nicht geeinigt. — Seit jener Zeit ist viel geschehen — man hat von den Gegnern gelernt, ein festes, unsichtbares Band umzieht Alle, welche dem Recht und der Religion dienen und dafür kämpfen wollen — und der apostolische Segen ruht auf diesem Bande. Was die Carbonari der Revolution geschaffen, werden die Carbonari des Rechts wieder herstellen. — Aber wie jenen der äußere Anstoß zum Siege half, so warten auch diese darauf, daß das Schwert Oesterreichs die erste Bresche in jenen Bau des Frevels und des Unrechtes schlage. — Ein Sieg Oesterreichs über die Truppen der gekrönten Revolution — und Italien wird in Flammen stehen, der Kreuzzug gegen das Werk Cavour's wird beginnen und — siegen."

In mächtiger Erregung hatte der Kaiser zugehört. Er trat dicht vor den Staatsrath hin, der in seiner ruhigen Haltung blieb.

„Sprechen Sie von Träumen Ihrer Phantasie?" rief Franz Joseph, — „oder von Thatsachen?"

„Von Thatsachen, kaiserliche Majestät, die ich beweisen kann."

„Wann, wo?" rief der Kaiser.

„In fünf Minuten, hier in Eurer Majestät Kabinet!"

„So führen Sie den Beweis."

„Dann bitte ich Eure kaiserliche Majestät um die allergnädigste Erlaubniß, eine Person einführen zu dürfen, welche über Alles unterrichtet ist, welche ich — in der Muthmaßung, daß auch dieser Gegenstand hier zur Sprache kommen würde, mitgebracht habe, und welche unten wartet.“

Der Kaiser sah ihn erstaunt an.

„Wer ist diese Person?“ fragte er gespannt.

„Der Graf von Rivero, kaiserliche Majestät!“

Der Kaiser sann nach und schien seine Erinnerung nach diesem Namen zu durchforschen.

„Wer ist das?“ fragte er nach einer Pause. — „Ah, ich erinnere mich, — wurde nicht im vorigen Jahre ein römischer Graf Rivero durch den Nuntius am Hofe vorgestellt?“

„Ganz recht, Majestät,“ sagte der Staatsrath, — „er ist Römer und der Nuntius sein Vertreter, — indeß der Graf Rivero, welcher in den strahlenden Sälen der Hofburg hin und her ging, geht mich nichts an, — mein Graf Rivero ist ein unermüdlicher Kämpfer für das Recht und die Kirche, der in dunkler Stille die große Erhebung vorbereitet hat, welche das Werk des Unheils wieder zerstören soll, — ein mächtiger Führer aller jener Elemente, welche durch verborgene Fäden verbunden zum gemeinsamen Kampf bereit sind.“

„Und wodurch legitimirt er sich?" fragte der Kaiser mit einem Ton, der zwischen Neugier und Mißtrauen schwankte.

Der Staatsrath zog aus seiner Tasche einen verschlossenen Brief und überreichte ihn dem Kaiser.

„Für den Fall," sagte er, „daß es für kaiserliche Majestät von Interesse sein könnte, ihn zu sehen, hat er mir seine Legitimation anvertraut."

Der Kaiser ergriff hastig den Brief.

„Aus dem Palaste Farnese," rief er, — „von meiner Schwägerin!"

Er erbrach den Brief und durchflog den kurzen Inhalt.

„Führen Sie den Grafen herein!" sprach er dann.

Der Staatsrath entfernte sich mit tiefer Verneigung. —

„Ein Glück, daß ich diesen Mann gerufen, — welch' ein neuer Blick öffnet sich mir mit einem Male!" rief der Kaiser, — „wäre es möglich, daß die alte Größe meines Hauses nach allen Seiten wieder erstehen könnte?" —

Er trat sinnend zum Fenster und blickte gen Himmel, — langsam mit seinem Auge dem Zuge der Wolken folgend.

Nach kurzer Zeit meldete der Kammerdiener den

Staatsrath Klindworth, und auf den Wink des Kaisers trat dieser ein.

Ihm folgte der Graf Rivero in derselben ruhigen, vornehm gemessenen Haltung, in welcher er das Boudoir der Frau Balzer betreten, und der Kugel des Herrn von Stielow sich gegenübergestellt hatte.

Er trug einen schwarzen Salonanzug von tadelloser Einfachheit und vollendetem Schnitt.

Mit jener Sicherheit, jenem leisen und festen Schritt, welchen die Gewohnheit der Höfe bezeugt, trat er einige Schritte dem Kaiser entgegen, verneigte sich tief und erwartete dann mit klar und ruhig aufgeschlagenem Auge die Anrede des Monarchen.

Der Kaiser maß ihn mit forschendem Blick und sagte:

„Ich erinnere mich, Sie im vorigen Jahre am Hofe gesehen zu haben, Herr Graf.“

„Es ist sehr gnädig, daß Eure kaiserliche Majestät sich dessen erinnern,“ sagte der Graf mit seiner weichen, melodischen und eindringenden Stimme.

„Sie kommen von Rom?“ fragte der Kaiser.

„Aus dem Palaste Farnese, kaiserliche Majestät.“

„Und was führt Sie hieher?“

Der Wunsch, Eurer Majestät meine Dienste anzubieten in dem großen Kampfe, welcher Oesterreich bevorsteht.“

„Meine Schwägerin von Neapel empfiehlt Sie mir als einen Mann, der meines vollen Vertrauens würdig ist.“

„Ich glaube dieß Vertrauen verdient zu haben und hoffe auch das Eurer kaiserlichen Majestät zu verdienen,“ erwiederte der Graf, sich verneigend in ruhiger Einfachheit und ohne jeden Klang von Anmaßung in seiner Stimme.

„Und wodurch glauben Sie mir nützen zu können?“ fragte der Kaiser.

Der Graf erwiederte den forschenden Blick des Kaisers offen und stolz und sprach:

„Ich biete Eurer kaiserlichen Majestät den Beistand einer großen, unsichtbaren Macht, der heiligen Liga des Rechtes und der Religion!“

„Erklären Sie mir, was diese Liga ist und was sie thun kann?“

„Ich werde Eurer kaiserlichen Majestät sagen, wie sie entstanden ist, dann werden Allerhöchstdieselben verstehen, was sie ist und was sie zu thun vermag. — Als nach den gewaltigen Schlägen,“ fuhr er fort, — „welche Oesterreichs Armeen in Italien sprengten, die Flut der Revolution sich unter der Führung des ehrgeizigen Hauses Savoyen über Italien ergoß, und auf das Haupt des Königs Viktor Emanuel jene Krone

drückte, welche den Uebergang zur rothen Republik bilden soll, da waren alle Diejenigen, welche das Recht und die Religion im Herzen tragen und für die heilige Kirche zu streiten bereit sind, überrascht und zerstreut, — unfähig zum gemeinsamen und energischen Widerstand. — In rascher Eile vollzog sich das Werk des Unrechts und selbst der Kaiser Napoleon, welcher ein ganz anderes Italien sich gedacht hatte, konnte den einmal von ihm entfesselten bösen Geistern nicht Halt gebieten. — Nach dem Fieber folgte die Ermattung. Selbst im Vatikan war man verzagt. — Aber der Ermattung folgte die Reaktion. — In Rom, im Palaste des Königs Franz, dieses einfachen, aber in seiner Einfachheit wahrhaft großen königlichen Helden, der durch die Kanonen von Gaëta seinen Protest gegen das frevelhafte Unrecht durch Europa hatte erklingen lassen, fanden sich die ersten Männer zusammen, welche sagten: — ‚Das Unrecht hat gesiegt, weil einzelne böse Männer es wollten und mit vereinten Kräften arbeiteten, — warum sollte das Recht nicht wieder erstehen können, dem doch Gott zur Seite steht, wenn entschlossene und muthige Männer sich ebenso zu gemeinsamer Arbeit verbinden, — alle schwächeren Geister um sich sammeln und mit Muth und Thatkraft erfüllen?‘ — Dieser Erkenntniß folgte der Entschluß, dem Entschluß die That. — Der König Franz billigte

den Plan und die Ausführung, und Eurer kaiserlichen Majestät heldenmüthige königliche Schwägerin entzündete das reine Feuer des edlen und guten Entschlusses zur hellen Lohe flammender Begeisterung. — Durch ganz Italien wurden die Komites errichtet, Männer und Frauen von erprobter Gesinnung traten der Liga bei, und in Kurzem schon zählten die Mitglieder nach Tausenden. — Die Getreuen des Königs arbeiteten an den europäischen Höfen, in Paris bleibt der kluge, gewandte und vorsichtige Canofari, — Graf Cito reist in Europa, — wir sind unterrichtet über Alles, was geschieht; Galotti organisirt Neapel und Sizilien. Der Einfluß, den die Mitglieder der Liga auf die Massen haben, ist groß, — Waffen und Munition liegen an sichern Orten — und wir stehen heute an der Spitze einer Macht, welche mit einem Wink durch den elektrischen Funken Italien von den Alpen bis zum äußersten Ende Siziliens in Flammen zu setzen vermag. — Verlangen Eure Majestät die näheren Nachweise über die Ausdehnung, die Organisation und die Macht der Liga?"

„Für den Augenblick danke ich Ihnen," sagte der Kaiser erregt, — „später können Sie mir darüber Mittheilungen machen, die mich hoch interessiren werden! — Wie steht die römische Kurie zu Ihrer Sache?" fragte er dann.

Graf Rivero erwiederte:

„Der heilige Vater, kaiserliche Majestät, ist der oberste Priester der Kirche, — seine Waffen sind geistlicher Natur, er kann keinen unmittelbaren Antheil nehmen an dem Werke, das mit weltlichen Mitteln wirkt, aber dieß Werk kann ihm nur ein wohlgefälliges sein und sein apostolischer Segen ist Jedem gewiß, der daran arbeitet, das weltliche und geistliche Recht wiederherzustellen. — Alle treugebliebenen Priester unterstützen die Bestrebungen der Liga durch alle Mittel, welche ihr heiliges Amt ihnen anzuwenden erlaubt."

„Und wie denkt diese Liga zu handeln, — was hofft sie zu erreichen?" fragte der Kaiser.

„Majestät," erwiederte der Graf, — „wir erwarten den Ausbruch des großen Krieges, den Oesterreich zur Wiederherstellung seiner alten Macht und Größe zu unternehmen im Begriffe steht. — Mag im Norden der Erfolg der österreichischen Waffen ein schneller oder langsamer sein, Italien gegenüber sind wir des österreichischen Sieges sicher. — Wir können allein nichts unternehmen, denn wir stehen geordneten Heeren gegenüber, denen wir noch nicht gewachsen sind. — Sobald aber diese Heere der österreichischen Macht gegenüber engagirt und festgehalten sind, sobald der erste Schlag gefallen ist, werden wir das Signal geben und hinter der zerbröckelnden

Armee Viktor Emanuel's wird Italien sich erheben, die Freischaaren des Rechts und der Kirche werden überall erstehen und das sardinische Regiment vertreiben, und die legitimen Fürsten werden in ihre Länder zurückkehren. Eurer Majestät Regimenter werden nur die Lombardei zu besetzen haben und sie wird Ihnen wieder gehören!"

„Und Napoleon?" fragte der Kaiser.

„Ich habe Grund zu glauben, daß er vielleicht es nicht ungern sehen wird, wenn das sardinische Italien durch italienische Kräfte wieder aufgelöst wird — er zittert schon vor seinem eigenen Werk — außerdem würde seine Intervention dann zu spät kommen."

„Und Sie glauben," fragte der Kaiser, „daß Italien selbst die Lombardei meinem Hause zurückgeben wird?"

„Ja, Majestät," antwortete der Graf, „unter der Bedingung —"

„Ah — Bedingungen?" rief der Kaiser.

„Majestät," sagte der Graf, — „wir Alle, die wir an dem großen Werke mitarbeiten, sind Italiener und wollen ein glückliches, starkes Italien. Wir wollen das lombardisch-venetianische Königreich im Norden unserer Halbinsel als Blut von unserem Blut und Fleisch von unserem Fleisch, wir wollen deßhalb die Lombardei Eurer kaiserlichen Majestät und dem Hause Habsburg wiedergeben — aber nicht Oesterreich."

„Wie trennen Sie das?“ fragte der Kaiser ein wenig empfindlich.

„Ich glaube,“ erwiederte der Graf, „diese Trennung beweist die tiefe Verehrung, welche wir dem erhabenen Kaiserhause entgegenbringen. — Es ziemt mir nicht,“ fuhr er fort, „und ich bin nicht berufen, Eurer kaiserlichen Majestät meine Ansicht über die Regierung der Länder darzulegen, welche den Kaiserstaat bilden, — ich muß aber bemerken, daß nach meiner Auffassung, welcher die Geschichte zur Seite steht, in dem großen Oesterreich nur Ein wahrhaft gemeinsames Band für Alle besteht, dieß ist: der Kaiser und die Armee.“

Der Kaiser neigte fast unwillkürlich das Haupt.

„Für Italien,“ fuhr der Graf fort, „ist dieß unumstößliche Wahrheit. Niemand in der Lombardei und in Venetien, oder in meinem ganzen übrigen Vaterlande hat gegen die Herrschaft des Hauses Habsburg etwas einzuwenden. — Was das Nationalgefühl beleidigte, was auch Gutgesinnte verwirrte, war das deutsche Regiment, das man uns in Eurer Majestät Staaten fühlen ließ, — die Regierung war eine fremde und erregte im Volke das Gefühl einer fremden Okkupation. — Lassen Eure Majestät Ihre Unterthanen in Italien Italiener sein — und aller Widerwille wird verschwinden.“

Der Kaiser schwieg. Er schien nicht ganz zu verstehen.

„Erlauben mir Eure kaiserliche Majestät," sagte der Graf, „das ganze Bild zu entwickeln, wie es vor meinem inneren Blick in leuchtender Klarheit dasteht. — Ich denke mir nach dem Sturz der dämonischen Gewalt, welche mein armes Vaterland jetzt darniederhält, dasselbe als einen großen, in einem, dem deutschen ähnlichen Bunde, geeinten Organismus. Im Süden das Königreich beider Sizilien, im Herzen das heilige Patrimonium Petri und im Norden neben dem in seine natürlichen Schranken zurückgewiesenen Sardinien und den kleineren Herzogthümern das lombardisch-venetianische Königreich. Alle diese Länder, unter ihren legitimen Fürsten italienisch regiert, bilden den großen italienischen Bund, und Eure Majestät stehen in diesem Bunde als italienischer Fürst, wie Allerhöchstdieselben in Deutschland stehen, als Herrscher deutscher Länder. — An der Spitze des Bundes, der die Institutionen für Handel und Verkehr, für die materielle Wohlfahrt und Blüte des Landes in nationalem Geiste gemeinsam entwickelte, stände der heilige Vater — das Haupt der Christenheit, — sein mächtiger weltlicher Schirmherr würden Eure kaiserliche Majestät sein, und wenn dann die Waffen Oesterreichs, wie ich vom Himmel erflehe, in Deutschland siegen, so würde der römische Kaiser von Sizilien bis zur Nordsee der geehrte und geliebte Schirmherr des Rechts und der Schiedsrichter Europas sein."

Der Graf verneigte sich. Er hatte zuletzt lebhafter als vorher gesprochen und sein strahlender Blick schien das glänzende Bild in schimmernder Vollendung zu sehen, dessen Umrisse er dem Kaiser zeigte.

Die Augen Franz Joseph's leuchteten, während der Staatsrath Klindworth seine scharfen Blicke von dem Grafen zum Kaiser schweifen ließ und sonst ohne Zeichen inneren Antheils an dem Gespräch schweigend dastand.

„Es ist mir von hohem Interesse, was Sie mir entwickelt haben, mein lieber Graf Rivero," sagte der Kaiser, „und ich freue mich, daß mir Ihre Eröffnungen gerade jetzt gekommen sind. Ihre Pläne entsprechen den Wünschen, die ich als Nachkomme meiner Vorfahren und als Haupt meines Hauses im Herzen tragen muß."

„Eure Majestät billigen also," fragte der Graf, „nehmen unsere Dienste an und wollen uns unterstützen?"

„Ich will es," sagte der Kaiser.

Der Graf zögerte einen Augenblick, dann richtete er sein klares Auge fest auf den Kaiser.

„Und die Autonomie Allerhöchstihres italienischen Königreiches?" fragte er.

„Mein Wort dafür zum Pfande," sagte der Kaiser.

Der Graf verneigte sich.

„Und Sie, mein lieber Graf," fragte der Kaiser, — „welche Rolle spielen Sie in dem großen Drama?"

„Ich bleibe jetzt hier," antwortete Graf Rivero, „um die Situation zu verfolgen und im gegebenen Moment das Signal zu geben. Ich stehe stets zu Eurer kaiserlichen Majestät Verfügung."

„Sie haben mir durch Ihre Mittheilungen einen großen Dienst geleistet," sagte der Kaiser, „und mich" — er wendete sich gegen Klindworth — „vielleicht vor einem Fehler bewahrt. — Ich glaube, mein lieber Staatsrath, — die Unschlüssigkeit ist vorbei. — Und nun," rief er lebhaft, — „an's Werk nach allen Richtungen, — ich fühle Muth und Zuversicht und hoffe, das alte Wort wird wieder wahr werden:

‚Austria est imperatura orbi universo!'"

„Ad majorem dei gloriam!" fügte der Graf mit leiser Stimme hinzu.

Der Kaiser neigte das Haupt und rief dem Grafen, welcher sich mit dem Staatsrath Klindworth zurückzog und in der Thür sich noch einmal verneigte, zu:

„Auf Wiedersehen!"

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit fliegender Hand zwei Billets, die er mit seinem Handsiegel verschloß.

Er klingelte dem Kammerdiener und ließ den Flügeladjutanten rufen.

Fürst Liechtenstein trat ein.

„Lieber Fürst," sagte der Kaiser heiter, „lassen Sie diese Billets sogleich an Crenneville und Mensdorff abgeben!"

Der Fürst nahm die Briefe und entfernte sich schweigend.

„Jetzt," rief der Kaiser, indem er aufstand und den strahlenden Blick emporhob — „ist die Unschlüssigkeit vorbei — Gott schütze Oesterreich!"

Neuntes Kapitel.

Eine freundliche Nachmittagssonne schien auf das stille Pfarrhaus zu Blechow. Die Rosen blühten in den von Buchsbaum umrahmten Beeten des sorgfältig gepflegten Gartens, dessen weißgestrichene Lauben sich zu beranken begannen.

Die geräumige Vorflur, deren Thüren weit offen standen, war mit Sand bestreut und mit kurzen Tannenreisern umlegt.

In dem großen Wohnzimmer des Pfarrhauses, dessen einfache Einrichtung den guten Geschmack bewies, welcher hier waltete, dessen schneeweiße Fenstergardinen zugleich Zeugniß ablegten von der Sauberkeit und Ordnung des Haushalts, saß um den mit blendendem Leintuch bedeckten Kaffeetisch der Pastor Berger, seine Tochter und der Kandidat Behrmann.

Helene Berger war beschäftigt, auf einer hübschen Maschine von weißem Porzellan das braune Getränk der Levante zu bereiten, dessen duftiges Aroma das

Zimmer erfüllte, — und keine Dame in den Salons der ersten Gesellschaft hätte mit mehr natürlicher Anmuth die kleinen komplizirten Operationen dieses wichtigen Geschäfts vornehmen können.

In einem großen, bequemen Lehnstuhl ihr gegenüber saß der Pastor Berger in seiner gewöhnlichen schwarzen Tracht, welche er nach der Sitte der guten alten Zeit auch zu Hause niemals mit einem Schlafrock vertauschte. Die einzige Bequemlichkeit, die er sich erlaubte, war ein kleines, schwarzes Sammtkäppchen, das er auf dem Haupte trug und das seiner Erscheinung den Stempel häuslicher Behaglichkeit aufdrückte.

Zwischen ihnen saß der junge Kandidat, ebenfalls schwarz gekleidet, ebenfalls in weißem Halstuch, aber sein Rock hatte nicht den alten Schnitt, wie der seines Oheims, und seine Erscheinung war, obgleich in den Farben der des alten Herrn vollkommen ähnlich, dennoch eine durchaus verschiedene.

Der Pastor hatte sich behaglich in die Tiefe seines Lehnstuhls zurückgelegt und die Hände ineinander gefaltet.

Er sprach, — wie das seit seiner letzten Anwesenheit in Hannover im Pfarrhause so oft geschah — von seiner Begegnung mit dem Könige.

„Es ist doch etwas Herrliches,“ sagte er mit bewegter Stimme, „um so einen gottgesalbten Herrn, der

mit einem Wort so glücklich machen kann und der es so gern thut, wie unser allergnädigster König. Die Unterthanen seines Königreiches sind für ihn keine Steuerzahler, sie sind fühlende Wesen, schlagende Herzen, — und wo sein königliches Herz dem Menschen begegnet, sein Leid und seine Freude fühlt, da antwortet es mit menschlichem Verständniß. — O wie anders ist das in den Republiken," fuhr er fort, „da herrscht das Gesetz, der todte Buchstabe, die kalte Majorität, der Zufall! — Auch in den großen Monarchieen steht der Herrscher so fern auf unnahbarer einsamer Höhe — aber hier bei uns in dem schönen, reichen, stillen und einfachen Hannoverland, — da wissen wir, daß der König, wenn er auch mit freiem Blick von der Höhe weit hinaus das Allgemeine umfaßt, — doch im menschlichen Herzen menschlich mit uns fühlt."

Helene hatte den Kaffee kunstgerecht vollendet und brachte ihrem Vater die große Tasse mit der von Rosenguirlanden gebildeten Inschrift: „Dem lieben Vater."

Der alte Herr nahm sie und that einen kurzen Schluck daraus, wobei seine Mienen die Zufriedenheit mit der Kunstfertigkeit seiner Tochter ausdrückten.

„Ich bitte um etwas Wasser in meine Tasse," sprach der Kandidat mit ruhiger, salbungsvoller Stimme, — „ich kann den starken Kaffee nicht vertragen."

„Was diese jetzige Generation Alles nicht vertragen kann — und wie sie das Wasser liebt!“ rief der Pastor eifrig. „Wasser ist gewiß eine sehr gute Gottesgabe, aber da wo es hingehört, — ein ordentlicher Kaffee muß stark sein, wenn er das Herz erfreuen soll — gießt ihr doch jetzt auch gar Wasser in den edlen Wein — dafür hört man aber auch so viel wässerige Worte! Ich hoffe, mein lieber Hermann, Deine Predigt am nächsten Sonntage wird durch kein Wasser verdünnt sein, denn unsere Bauern sind an ein kräftiges, unverblümtes Wort gewöhnt — wie unser großer Reformator es erschallen ließ zum Schrecken der Heuchler, zur Freude der Gerechten.“

Helene hatte inzwischen des Vaters großen Meerschaumkopf mit dem auf zinnernem Teller geschnittenen Rollentabak gefüllt und brachte denselben mit einem angezündeten Fidibus.

„Du wirst wohl die alte ehrliche Pfeife nicht mehr zu rauchen verstehen,“ sagte der alte Herr zu seinem Neffen, indem er mit großem Behagen auf seinen regelrecht angerauchten Kopf, den Gefährten mancher Jahre, herabblickte und mit besonderem Wohlbehagen die ersten Wolken in die Luft blies, — „dort stehen vortreffliche Cigarren, die ich mit dem Oberamtmann aus Hamburg kommen ließ.“

„Ich danke," sagte der Kandidat abwehrend, — „ich rauche gar nicht."

„Gar nicht?" sagte der alte Herr erstaunt, — „nun freilich, das paßt zum Wasser; doch," fuhr er ernster fort, „jede Zeit hat ihre Sitten, und ich fürchte, sie werden nicht besser. — Hat man Dir," fragte er, „Deine Bestellung zum Adjunkten ausgefertigt und mitgegeben?"

„Nein," erwiederte der Kandidat, „man hat mir versprochen, sie so bald als möglich nachzusenden; — ich mochte nicht darauf warten, da es mich drängte, meinen Wirkungskreis so bald als möglich kennen zu lernen und im Kreise meiner lieben Verwandten mich einzurichten."

Sein Blick streifte nach der Tochter des Pfarrherrn hinüber, welche sich mit einer weißen Nähterei an einem kleinen Tisch vor dem Fenster niedergelassen hatte.

„Die Herren Konsistorialräthe waren übrigens, wie es mir schien, nicht sehr erbaut über den Kabinetsbefehl Seiner Majestät, der mich hier zum Adjunkten mit der Aussicht auf die Nachfolge im Pfarramte bestimmte," bemerkte der junge Geistliche.

„Kann mir's denken," sagte der alte Herr, — „Jeder will gern selbst der Höchstregierende sein und ärgert sich, wenn er die höhere Autorität fühlt, — vor

Allem, wenn der tiefer Stehende es erfährt, — das stört den Nimbus. — Hatten sie an Deiner Qualifikation etwas auszusetzen?" fragte er weiter.

„Nicht das Mindeste," erwiederte der Kandidat, — „das wäre auch kaum möglich," fügte er mit zufriedenem Lächeln hinzu, — „meine Zeugnisse sind in der besten Ordnung!"

„Nun, dann mögen sich die Herren beruhigen und Seiner Majestät das schöne Recht nicht bemängeln, glücklich zu machen und eines alten treuen Dieners Herz zu erfreuen, wenn ja doch Niemandem Unrecht geschieht und Niemand zurückgesetzt wird. — Gott gebe nur, daß diese schweren Zeiten glücklich überstanden wären und daß diese Kriegswetter vorüberziehen! Wie viel Blut wird es kosten, wenn wirklich der Kampf entbrennt!"

Helene ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken und blickte sinnend durch das offene Fenster über die blühenden Rosen hinweg in die lachende Landschaft.

Ein hastiger Schritt näherte sich dem Pfarrhause.

Man klopfte an die Thür des Wohnzimmers.

Ein junges, ärmlich gekleidetes Mädchen trat auf des Pfarrherrn Ruf herein.

„Nun, was bringst Du, Margarethe?" fragte der alte Herr freundlich.

„Ach, Herr Pastor," erwiederte die Kleine mit

zitternder Stimme, indem große Thränen über ihre Wangen liefen, — „der Vater ist so heftig krank geworden — und er sagt, er fürchte, daß es zu Ende gehe, und da wünscht er so sehr, den Herrn Pastor zu sprechen — um Trost zu haben und Rath — was aus unserem Haus und aus mir werden soll, wenn er wirklich sterben sollte —“

Lautes Schluchzen erstickte die Stimme der Kleinen.

Ernst stand der Pastor auf und lehnte die Pfeife an seinen Lehnstuhl.

„Was fehlt dem Vater?“ fragte er.

„Er hat sich heiß gearbeitet — gestern —“ antwortete das Mädchen, von Weinen unterbrochen, — „und sich erkältet, — jetzt ist sein Husten die Nacht so heftig wiedergekommen und er ist ganz verzagt und meint zu sterben!“

„Sei unbesorgt, mein Kind,“ antwortete der Pfarrer, — „es wird so schlimm nicht sein, — ich komme und werde sehen, was zu thun ist.“

Und einen großen Eichenschrank öffnend, nahm er aus einem darin befindlichen Kasten einige kleine Flaschen, steckte sie in die Tasche und ergriff sein Baret.

„Man muß hier auf dem Lande ein wenig Arzt sein,“ sagte er zu seinem Neffen, „um so einige kleine Linderungsmittel geben zu können, bis die ärztliche Hilfe

kommt, wenn sie wirklich nöthig ist. Ich glaube, daß ich schon manches Leben mit meiner kleinen Apotheke gerettet habe," fügte er mit glücklichem Lächeln hinzu.

„Armer Papa," sagte Helene, — „Deine frische Pfeife!"

„Glaubst Du, daß dem armen Kranken mein Erscheinen nicht mehr Erquickung bringt, als mir die paar Züge Tabak?" fragte der Vater ernst.

„Aber lieber Oheim, könnte ich nicht den Gang für Dich thun?" fragte der Kandidat, „ich würde mich allmälig mit den Pflichten des Amtes bekannt machen —"

„Nein, mein Lieber," erwiederte der Pastor, — „ich halte in Allem auf Ordnung, — noch bist Du nicht ernannt, auch muß Dich die Gemeinde erst kennen, ehe Du solche Gänge machen kannst; das Erscheinen eines Fremden würde den Kranken noch mehr aufregen. — Wartet ruhig, — ich komme bald wieder."

Und mit dem Kinde, dessen Thränen versiegten, sobald es sah, daß der Pastor seinen kranken Vater besuchen wollte, verließ der alte Herr das Haus.

Der Kandidat trat an das Fenster, sein Blick fiel auf Helene, welche ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte und über dieselbe gebeugt dasaß, dann schweifte er zum Fenster hinaus über die Rosenbeete hin nach dem waldumkränzten Horizont.

„Es ist wirklich schön hier," sprach er, — „und im Sommer muß es sich hier sehr angenehm wohnen lassen —"

„O ja, es ist wunderschön," erwiederte das junge Mädchen in unbefangenem Tone und dem Ausdruck jener natürlichen Ueberzeugung, welche jungen Herzen den Ort, der ihre Jugend erblühen sah, als den reizendsten der Welt erscheinen läßt, — „Du wirst es noch schöner finden, Vetter, wenn Du erst die weiter liegende herrliche Gegend mit ihren stillen Spaziergängen kennen lernst. Selbst die eintönigen dunklen Föhrenwälder haben ihren Reiz und ihre Sprache —" und ihr Auge schweifte hinüber nach den dunkelgrünen Waldzügen, welche wie ein Rahmen die sonnige Landschaft einschlossen.

Ein leichtes Lächeln, halb mitleidig, halb ironisch, zuckte um den Mund des Kandidaten.

„Ich wundere mich nur," sagte er, „daß der Oheim mit seinem so reichen Geist, der aus seiner Unterhaltung so oft hervorleuchtet und den seine Jugendfreunde an ihm rühmen, es so lange Jahre hier hat aushalten können, so fern von allem geistigen Leben und vom Verkehr mit der fortschreitenden Bildung der Welt. — Es ist eine der ersten Pfarrstellen im Lande, und bei seiner überall anerkannten musterhaften Verwaltung derselben, bei seinen reichen Kenntnissen und seinen Verbindungen

hätte es ihm ein Leichtes sein müssen, längst im Konsistorium zu sitzen. Für einen Mann wie ihn hätte diese Stelle der Uebergang zu Größerem, der Ausgangspunkt einer bedeutenden Carrière sein müssen. Ich begreife nicht, wie er es hier unter den Bauern aushält."

Helene blickte mit ihren großen Augen ihren Vetter erstaunt an, — aus seinen Worten klang ein ganz fremdes, unbekanntes Element in ihr Leben hinein. —

„Wie wenig kennst Du den Vater!" rief sie, — „ihm geht diese schöne, friedliche Heimat, dieser stille, segensreiche Wirkungskreis weit über alle hohen Würden mit ihrem Zwang und ihren Sorgen!"

„Aber je höher und einflußreicher die Stellung," sagte der Kandidat, „um so größer ist der Wirkungskreis, um so reicher der Segen, den eifrige Arbeit verbreiten kann!"

„Das mag wohl sein," erwiederte das junge Mädchen, — „aber man sieht die Früchte nicht so vor sich, der Verkehr mit den Menschen fehlt und der Vater hat oft gesagt, die höchste Zufriedenheit, die er kenne, sei, unmittelbar Trost und Frieden in ein bekümmertes Menschenherz zu gießen, der größte Stolz, ein verirrtes Herz zu Gott zurückzuführen. — Aber Du selbst, Vetter," fuhr sie fort, „willst ja hier bleiben und Dich," fügte sie lächelnd hinzu, „ebenfalls in diese Einsamkeit begraben?"

„Ich habe meine Laufbahn zu beginnen," antwortete er, — „ich muß arbeiten, um emporzusteigen, und die Jugend ist die Zeit der Arbeit, — aber als endliches Ziel meines Lebens möchte ich mir einen höheren Beruf stellen." Und ein scharf aufleuchtender Blick seines Auges schien in der Ferne ein Ziel zu suchen, das weit ab lag von der stillen Landschaft, welche sich vor dem Fenster des einfachen Pfarrhauses ausbreitete.

„Und Du, Helene," fragte er nach einer augenblicklichen Pause, „hast Du nie das Bedürfniß eines regeren geistigen Lebens empfunden, nie die Sehnsucht nach einer bewegteren Welt?"

„Nein," antwortete sie einfach. — „Eine solche Welt würde mich beengen, erschrecken. Erst neulich wieder, als wir in Hannover waren — da war mir zu Muthe, als ob alles Blut mir nach dem Herzen zurückströmte, ich verstand nicht, was man zu mir sprach, und empfand eine unendliche Einsamkeit. — Hier verstehe ich Alles, — die Menschen, die Natur, — hier fühle ich das Leben so reich und so warm, — dort, in der großen Stadt ist es kalt und eng. — Ich würde sehr unglücklich sein, wenn der Vater jemals hier fortginge, — aber davon ist ja auch keine Rede!" sagte sie mit überzeugtem Tone.

Ein leiser Seufzer drang aus dem Munde des Kandidaten, während er nachdenklich vor sich hin sah.

„Aber im Winter,“ sagte er dann, „wenn Du Deine Spaziergänge nicht hast und die Reize der Natur — da muß es doch oft öde und traurig hier sein?“

„O nein,“ rief sie lebhaft, — „niemals, — niemals ist es öde hier, Du glaubst nicht, wie schön und angenehm hier die langen Abende vergehen, wenn der Vater liest und mir erzählt von so vielen Dingen, wenn ich ihm vorspiele und singe und er dann so glücklich ist nach der Arbeit des Tages!“

Der Kandidat seufzte abermals.

„Uebrigens,“ fuhr sie fort, „sind wir ja auch nicht ohne Gesellschaft. Da ist die Familie des Oberamtmanns von Wendenstein auf dem Schlosse, und wir bilden schon einen ganz hübschen Kreis. — So ganz vom Verkehr abgeschnitten, wie Du glaubst, sind wir hier auch nicht. Im letzten Winter haben wir sogar recht oft im Schlosse getanzt.“

„Getanzt!?“ rief der Kandidat und faltete die Hände über der Brust.

„Gewiß,“ rief Helene, „die Gesellschaft von Lüchow kam oft herüber, — und wir waren eben so vergnügt, als man es in Hannover nur sein kann.“

„Und der Oheim hat nichts dagegen, daß Du Dich an solchen rauschenden, rein weltlichen Vergnügungen betheiligst?“ fragte der Kandidat.

„Nicht das Geringste,“ erwiederte sie, — „warum sollte er auch?“

Der Kandidat schien etwas antworten zu wollen, — doch hielt er zurück und sagte nach einer kleinen Pause mit sanftem und bescheidenem Ton:

„Man kommt doch in den maßgebenden Kreisen jetzt immer mehr zu der Ansicht, daß derartige Vergnügungen für die Stellung der Familie eines Geistlichen nicht passen.“

„Nun, dann ist es ja vortrefflich, daß wir hier recht fern von den maßgebenden Kreisen sind!“ sagte Helene in kaltem Tone, durch welchen die Verstimmung über die Beurtheilung ihres Vaters und der von ihm gebilligten Zerstreuung hindurchklang.

Der Kandidat schwieg.

„Woraus besteht denn die Gesellschaft auf dem Schlosse?“ fragte er nach einer Pause. — „Ich werde mich dort doch auch so bald als möglich vorstellen müssen.“

„Außer dem Oberamtmann, seiner Frau und Tochter ist da noch der Auditor von Bergfeld,“ erwiederte Helene.

„Ist der schon lange hier?“ fragte der Kandidat schnell, indem ein rascher Blick auf das Gesicht seiner Cousine herüberflog.

„Ein Jahr,“ erwiederte diese mit vollster Unbe=

fangenheit — „und er wird jetzt bald wieder fort gehen, — es ist immer ein junger Auditor auf dem Amte beschäftigt.“

„Aber Herr von Wendenstein hat auch Söhne?“ fragte er.

„Die sind nicht mehr hier,“ antwortete sie, „der eine ist im Ministerium in Hannover, der andere Offizier in Lüchow. — Doch, da kommt der Vater zurück!“ rief sie und deutete auf den sich nach der großen Landstraße herabziehenden Weg, an dessen Einbiegung die Gestalt des Pfarrherrn sichtbar wurde, — „ich will ihm eine neue Tasse Kaffee machen. — Aber mein Gott!“ entfuhr ihr fast unwillkürlich und dunkle Röthe übergoß ihr Gesicht.

Der Kandidat folgte der Richtung ihres Blickes und sah auf der Landstraße in schnellem Trabe einen Reiter in der blauen Uniform der Dragoner herannahen. Er mußte den Pfarrer angerufen haben, denn dieser blieb stehen, ging die wenigen Schritte bis zur Landstraße zurück und reichte dem Offizier, der sein Pferd schnell parirte, die Hand.

Nach einer kurzen Unterhaltung ritt der Offizier weiter, grüßte jedoch vorher mit der Hand nach dem Pfarrhause herauf, an dessen Fenster er Helene erblickt haben mußte.

Helene neigte das Haupt zur Erwiederung des Grußes.

„Wer ist der Offizier?“ fragte der Kandidat.

„Der Lieutenant von Wendenstein,“ antwortete sie und verließ das Fenster, um auf dem Tisch die Spirituslampe von Neuem anzuzünden und den unterbrochenen Nachmittags-Kaffee für ihren Vater neu zu bereiten.

Der Kandidat folgte ihren Bewegungen mit forschendem Blick.

Nach wenigen Augenblicken trat der Pastor in's Zimmer.

„Gott sei Dank!“ rief er, „es war nicht schlimm, — eine sehr heftige Erkältung mit starkem Fieber, — aber es ist eine Eigenthümlichkeit der Leute hier, welche in ihrem einfachen Leben und ihrer urkräftigen Konstitution so wenig mit der Krankheit bekannt sind, daß sie jede Krankheit für tödtlich halten.“

Er vertauschte sein Baret mit dem Käppchen, setzte sich wieder in den Lehnstuhl und blickte ernst vor sich hin.

„Der Lieutenant ist soeben gekommen,“ sagte er.

„Ich habe ihn gesehen,“ erwiederte Helene, indem sie die neue Tasse Kaffee dem Vater brachte, „was führt ihn so eilig und zu so ungewohnter Zeit her, — er pflegte doch sonst nur am Sonntage zu kommen?“

„Es sieht trübe aus,“ sagte der Pastor, — „der

Krieg scheint unvermeidlich, es soll für die nächste Zeit kein Urlaub mehr gegeben werden, und da hat denn der Lieutenant sich noch für heute Nachmittag frei gemacht, um zu Hause Abschied zu nehmen. — Er bittet, daß wir auch hinüber kommen, — er will früh wieder reiten, um in der Nacht noch zurück zu sein."

Helenens Hände zitterten, während sie dem Vater die Pfeife von Neuem zurecht machte.

„Mein Gott," fuhr der alte Herr fort, „wenn ich an den alten braven Oberamtmann denke und an seine liebe, stillsinnige Frau und mir vorstelle, daß dieser entsetzliche Krieg ihnen den Sohn rauben könnte, der da heute vor ihnen steht in der Blüte der Jugend!" — Und nachdenklich nahm er die Pfeife, auf welche Helene, sich tief bückend, den brennenden Fidibus hielt.

Dann eilte sie der Thüre zu.

„Wohin gehst Du, mein Kind?" fragte der Pastor.

„Wenn wir auf das Schloß gehen wollen," erwiederte sie hastig und mit leise vibrirender Stimme, — „so habe ich noch nach der Wirthschaft zu sehen," — und ohne sich umzublicken, verließ sie das Zimmer.

Der Kandidat sah ihr mit eigenthümlich forschendem Blicke nach.

Dann setzte er sich neben den Pastor und sprach, indem er die Hände vor sich übereinander faltete:

„Mein lieber Oheim, ich möchte vom ersten Augenblicke an, da ich Dein Haus betrete, um so Gott will, der helfende Gefährte Deines heiligen Amtes zu werden, meine Stellung hier nehmen auf dem Grunde der Wahrheit, welche die Richtschnur im Leben jedes Menschen sein muß, vor Allem aber im Leben des Geistlichen."

Der alte Herr blies einige starke Wolken aus seiner Pfeife und sah ihn an, als wisse er nicht so recht, was er aus dieser Anrede machen solle.

„Meine Mutter," fuhr der Kandidat fort, „hat mir oft den Gedanken ausgesprochen, wie sehr es sie beglücken würde, wenn wir noch durch ein anderes Band als das der schon bestehenden Verwandtschaft verknüpft werden könnten, — sie hoffte in ihrem Herzen, daß die Fügung des Himmels mir geben möge, Deine Tochter Helene als mein christliches Eheweib dereinst heimzuführen."

Der Pastor rauchte schweigend, — aber seine Mienen bewiesen, daß ein solcher Gedanke ihm weder fern lag, noch mißliebig war.

„Oft sagte sie zu mir," fuhr der Kandidat fort, — „‚wie würde ich mich freuen, wenn Du meinem Bruder in seinem Alter eine Stütze sein könntest und wenn es sich fügen wollte, daß Du, wenn Gott ihn einst abruft, seiner Tochter einen Halt im Leben bieten könntest. — Zwar,‘ sagte sie," — fuhr er fort und

sein scharfer Blick richtete sich durchdringend auf die Züge seines Oheims, — „‚zwar wird die äußere Sorge des Lebens nicht an sie herantreten‘ —“

„Nein,“ rief der alte Herr lebhaft, indem er mit zufriedenem Ausdruck eine große Rauchwolke von sich blies, — „nein, Gott sei Dank! in dieser Beziehung kann ich ruhig heimgehen, wenn mein himmlischer Herr mich ruft, das kleine Vermögen, das mein verstorbener Oheim mir vermachte, hat sich mit Segen vermehrt, ich habe die reichen Einkünfte meiner Pfarre kaum zur Hälfte verzehrt, und so Gott mir nicht wieder nimmt, was er gegeben, so kann meine Tochter aller Sorge ledig durch's Leben gehen!“

„‚Aber,‘“ fuhr der Kandidat fort, indem ein fast unmerkliches Lächeln der Zufriedenheit seine dünnen Lippen umspielte, — „‚aber immer bedarf sie des stützenden Armes und wenn Du ihr den bieten könntest, vielleicht dereinst in demselben Pfarrhaus, in welchem ihre Kindheit verfloß — so würde mich das hoch beglücken.‘ — So sprach meine Mutter oft zu mir.“

„Ja, ja, meine gute Schwester,“ — sagte der Pastor, indem er mit freundlichem Lächeln vor sich hin blickte, „das Schicksal hat uns weit auseinander geführt, — weit zwar nicht für die heutigen Verhältnisse, denn die Grenze von Braunschweig läßt sich ja in einem Tag

erreichen, — aber in unserem Berufe reist man schwer, — ein treues Herz aber hat sie immer für mich bewahrt."

Der Kandidat fuhr fort:

„Mir schien der Gedanke meiner Mutter schön und gut, — aber ich habe ihn stets zurückgelegt als eine offene Frage, — denn ein Ehebündniß ist nach meiner Auffassung eine Sache, die nur aus der Zuneigung, aus dem Verständniß der Herzen entspringen kann, und dazu muß man sich kennen. — Jetzt nun bin ich hieher gekommen, und die wenigen Tage, welche ich in Hannover in eurer Gesellschaft zubrachte, haben den Wunsch meiner Mutter zu meinem eigenen werden lassen. Ich finde an Helene alle Eigenschaften, welche ich erforderlich halte, um den Beruf als die christliche Ehefrau eines Geistlichen zu erfüllen und einen Mann glücklich zu machen, und deßhalb, um Alles klar und wahr zwischen uns zu machen, frage ich Dich, lieber Oheim, ob Du mir erlaubst, um die Neigung Deiner Tochter zu werben, und wenn sie mir dieselbe nach näherer Bekanntschaft schenkt, ob Du sie mir für's Leben anvertrauen willst?"

Der alte Herr nahm die Pfeife aus dem Munde und reichte seinem Neffen die Hand.

„Es ist brav und redlich von Dir," sprach er, „daß Du so mit mir gesprochen, — aufrichtig und ehrlich, — und eben so aufrichtig und ehrlich will ich

Dir antworten. — Sieh',“ fuhr er fort, „was Deine Mutter gedacht und gesagt hat, das ist auch mir wohl durch den Kopf gegangen und ich will es nur gestehen, als ich Dich aufforderte, hieher zu kommen und mir zur Seite zu treten, da habe ich mir wohl gedacht, wie schön es wäre, wenn eure Herzen sich finden könnten, und habe mir auch so im Stillen ausgemalt, wie ich, wenn die Kräfte immer schwächer werden, resigniren könnte und noch mit eigenen Augen meine liebe Tochter als Pfarrfrau in dem lieben Hause walten sehen, in welchem sie groß geworden und in welchem einst ihre gute Mutter so freundlich und milde mir zur Seite stand.“

Der alte Mann schwieg einen Augenblick und Thränen traten in seine Augen.

Ueber die Züge des Kandidaten flog der Ausdruck innerer Befriedigung.

„Von ganzem Herzen, mein lieber Neffe,“ sprach der Pastor weiter, — „erlaube ich Dir daher, um Helene zu werben, — und wenn eure Herzen sich finden, so werde ich mit Freuden den priesterlichen und väterlichen Segen zu eurem Bunde geben. — Aber,“ fuhr er fort, — „übereile nichts, — laß ihr Zeit, — sie ist eine eigene, sinnige Natur und sie schreckt vor allem Neuen, Plötzlichen zurück. Lernt euch kennen, — ihr habt Zeit!“

Der Kandidat drückte die Hand seines Oheims.

„Ich danke Dir innig und aufrichtig," sprach er, „für Deine Erlaubniß — gewiß werde ich ihr Herz nicht bestürmen — für eine christliche Ehe taugt das plötzlich auflodernde Feuer nicht, in ruhiger, reiner Flamme müssen sich die Herzen finden."

Helene trat ein. Sie hatte ein leichtes Tuch um, ein Strohhut mit kleinen Blumen bedeckte ihr Haupt. Ihre Wangen strahlten in frischem, rosigem Schimmer und in ihren Augen lag ein feuchter, schwärmerischer Glanz wie Thränenduft, aber ihr Mund lächelte.

Sie war wunderschön so und freundlich nickte ihr der alte Herr zu, während der Kandidat ihre Gestalt mit einem Blicke umfaßte, vor dem sie das Auge senkte.

„Ich bin fertig, Papa" sagte sie.

„Gut, mein Kind, dann können wir gehen." — Und er stand auf und nahm sein Käppchen ab.

„Du kannst uns begleiten," sagte er zu seinem Neffen, — „ich werde Dich dem Oberamtmann vorstellen!"

„Müßte ich aber nicht erst meinen Besuch im Schlosse machen?" fragte der Kandidat.

„Den machst Du jetzt mit mir!" erwiederte der Pfarrer, „wir sind hier nicht so förmliche Leute, ich stehe Dir dafür, daß Du bei unsern Freunden zu jeder Zeit gut aufgenommen wirst!"

Er setzte sein Baret auf, der Kandidat nahm seinen glatt gebürsteten schwarzen Hut — und alle Drei verließen das Pfarrhaus. —

*

Auf dem alten Amtshause zu Blechow war die Familie des Oberamtmanns von Wendenstein in dem großen Gartensalon versammelt.

Frau von Wendenstein saß in ihrer schneeigen Spitzenhaube und ihrem faltigen, dunklen Seidenkleid auf dem großen Sopha, — ihre Tochter bereitete den Theetisch zu früherer Stunde als gewöhnlich. Der Lieutenant hatte einen niedrigen Lehnstuhl neben seine Mutter gezogen und versuchte durch heiteres Geplauder die alte Dame zu zerstreuen, welche auf seine Bemerkungen zuweilen mit einem trüben Lächeln antwortete, ohne verhindern zu können, daß hie und da eine Thräne auf die feinen weißen Finger fiel, welche mechanisch die Nadel an ihrer Arbeit führten. Der Oberamtmann ging schweigend im Zimmer auf und ab, — zuweilen blieb er an der weit geöffneten Thür stehen und blickte über die Terrasse auf die im sommerlichen Abendlicht vor ihm ausgebreitete Landschaft.

„Verdirb dem Jungen nicht den Humor!" sagte er, vor seiner Frau stehen bleibend, mit einem forcirt barschen Ton, „ein guter Soldat muß frisch und fröhlich

in den Krieg ziehen, wenn es denn einmal zum Kriege kommen soll, es ist ja sein Metier — und er muß sich ja eigentlich freuen — wenn er dazu kommt, seinen Beruf und seine Pflicht im Ernst zu erfüllen. — Uebrigens ist's ja auch noch nicht ganz sicher," fügte er in einem Tone hinzu, dem man nicht recht anhören konnte, ob er zum Troste für seine Frau oder zu seiner eigenen Beruhigung dienen sollte, — „es ist ja nur eine Vorbereitung für alle Fälle und das Wetter kann noch vorüberziehen."

„Ich will ihm gewiß nicht den freudigen Muth zur Erfüllung seiner Pflicht nehmen," sagte Frau von Wendenstein mit ihrer sanften Stimme, — „aber die Wehmuth ist doch nicht zu unterdrücken in solchen schweren und ernsten Stunden. Wir müssen ja hier zu Hause sitzen, — allein mit unsern Gedanken und Sorgen, während er draußen in der freien Luft und im bunten Wechsel der Ereignisse sich herumtummelt. Er wird den fröhlichen Muth schon wieder finden. — Wie steht es mit Deiner Wäsche?" fragte sie abbrechend ihren Sohn, gleichsam als wollte sie die Bangigkeit ihres Herzens verscheuchen durch die materielle Sorge für das Kind, das so großen Gefahren entgegen gehen sollte.

„Meine Wäsche ist im vortrefflichsten Zustande, Mama," erwiederte der Lieutenant heiter, — „übrigens,

wenn wir wirklich ausrücken, kann ich nicht zu viel davon mitnehmen, unser Gepäck darf nicht groß sein. — Aber wo bleibt der Pastor?" unterbrach er sich, „er hatte mir versprochen, bald zu kommen und die letzten Stunden bei uns zu bleiben. — Apropos," fuhr er fort, „ist Besuch im Pfarrhause? Ich sah einen Herrn in geistlicher Tracht neben Helene am Fenster stehen."

„Es ist sein Neffe, der ihm auf seinen Wunsch zum Adjunkten bestellt ist," sagte der Oberamtmann, — „und dem er später die Pfarre übergeben möchte; ich freue mich für den guten Berger, daß der König ihm sogleich so gnädig seine Bitte gewährt — übrigens glaube ich auch, daß das Konsistorium sie ihm nicht abgeschlagen hätte. — Vielleicht macht sich da eine Partie für die gute Helene."

Der Lieutenant warf einen schnellen Blick zu seinem Vater hinüber, stand auf und blickte stumm auf die Terrasse hinaus.

Ein Geräusch im Vorzimmer ließ sich hören.

Der alte Diener trat herein und sagte:

„Fritz Deyke ist da und wünscht den Herrn Lieutenant zu sprechen."

Der junge Mann wandte sich rasch um und rief:

„Er soll kommen, er soll kommen, der gute Fritz, — was bringst Du, mein Junge?" sagte er, freundlich

dem Eintretenden sich nähernd, der die Mütze in der Hand in strammer Haltung neben der Thür stehen blieb.

„Der Herr Lieutenant werden verzeihen,“ sagte er, „ich möchte eine Bitte aussprechen!“

„Bitte frisch von der Leber weg!“ rief der Lieutenant fröhlich, — „es ist schon im Voraus gewährt.“

„Ich höre im Dorf,“ — sagte der junge Bauer, „daß der Krieg nun ausbrechen soll, und daß der König in's Feld ziehen wird. Da muß ich denn auch mit — und da wollte ich den Herrn Lieutenant bitten, da wir nun doch uns von Jugend auf kennen, daß der Herr Lieutenant mich zu seinem Burschen nehmen wollte, damit wir auch im Felde zusammen sind.“ —

„Halt, mein guter Junge,“ rief der Offizier, „so weit sind wir noch nicht, wir marschiren noch nicht, vielleicht gar nicht — bis jetzt sind noch keine Urlauber eingezogen und die Armee ist in der einfachen Friedensstärke. Also kann ich Dich beim besten Willen nicht brauchen. — Aber,“ fuhr er fort — „wenn es wirklich losgeht, dann verspreche ich Dir, Dich zu nehmen, — nicht als meinen Burschen, — ich habe einen tüchtigen und ordentlichen Menschen und,“ fuhr er lächelnd fort, „der Sohn des alten Deyke ist auch zu vornehm zum Bedienten.“ —

„Nicht für den Herrn Lieutenant!“ sagte Fritz mit

einem gewissen stolzen Ausdruck, aus welchem deutlich zu hören war, daß er sich allerdings jedem Andern gegenüber für bei Weitem zu vornehm zum Bedienten gehalten hätte.

„Nun sei ruhig," sagte der Lieutenant, „zu mir sollst Du jedenfalls kommen — wenn die Zeit da ist, will ich dafür sorgen, daß Du in meinen Zug eintrittst, dann wollen wir zusammen von den Dragonern reden machen!"

„Also der Herr Lieutenant versprechen mir, daß ich mit soll, und bei Ihnen bleiben?" fragte der junge Bauer.

„Ich verspreche es Dir," sagte der Lieutenant, „meine Hand darauf!"

Und er reichte seinem Jugendgespielen mit natürlicher Herzlichkeit die Hand, welche dieser mit Ehrerbietung ergriff und herzlich drückte.

„Dann Gott befohlen, Herr Lieutenant," sagte er, „hoffentlich nicht auf lange!"

Während der junge Bauer sich von seinem Offizier verabschiedete, hatte der Diener stillschweigend die Thür geöffnet und der Pfarrherr mit seiner Tochter und seinem Neffen waren in den Saal getreten.

Der geistliche Herr stellte den Kandidaten dem Oberamtmann vor, der ihn mit herzlichem Händedruck

begrüßte und ihn dann zu seiner Frau führte, welche ihn mit freundlichen Worten willkommen hieß.

Helene hatte sich bald zu Fräulein von Wendenstein gesellt und half ihr, nachdem sie ihren Hut abgelegt, die letzte Hand an das Arrangement des Theetisches zu legen.

Der Lieutenant trat zu den jungen Damen.

„Nun, Fräulein Helene," rief er, „jetzt wird es Ernst — jetzt bitte ich Sie ernstlich um gute Wünsche, denn vielleicht bald werde ich die nöthig haben. Nicht wahr," sagte er mit Herzlichkeit, indem ein tiefer, warmer Blick ihr Auge traf, — „Sie werden zuweilen an mich denken, wenn wir wirklich ausrücken, und mir auch einen guten Wunsch senden?"

Sie schlug ihr Auge eine Sekunde zu ihm auf und senkte es dann wieder, indem sie mit leicht zitternder Stimme sagte: „Gewiß werde ich an Sie denken und Gott bitten, daß er Sie behüten möge!"

Er sah sie betroffen an. Die Worte waren so einfach und natürlich und doch klang etwas aus denselben zu seinem Herzen, das ihn heute zum ersten Mal empfinden ließ, daß er bei dem bevorstehenden Ausmarsch zum frischen, fröhlichen Krieg noch Etwas hinter sich zurücklassen müsse.

„Ich erinnere mich noch sehr gut," sagte er nach

einem augenblicklichen Stillschweigen, „der dunkeln Wolke, die wir am Abend vor meines Vaters Geburtstag sahen, wie sie aus dem Licht des Mondes weit und weiter hinauszog. Jetzt denke ich wieder so recht daran, da ich selbst für lange Zeit, vielleicht zum letzten Mal im freundlichen Licht der Heimat stehe. — Sie sehen, Fräulein Helene," fuhr er leicht und heiter fort, als wolle er die in ihm aufsteigenden Gefühle zurückdrängen, — „ich lerne von Ihnen, — ich bin schon so weit, Ihre schönen Gedanken zu behalten, — noch einen Schritt und ich werde vielleicht schon eigene haben."

Sie antwortete weder auf seine ernste noch auf seine scherzende Bemerkung, sondern sah still vor sich hin.

„Der Thee ist fertig, liebe Mama," sagte Fräulein von Wendenstein, nachdem sie einen letzten prüfenden Blick auf den großen runden Tisch geworfen hatte, der heute ausnahmsweise in den Salon gebracht war und ein improvisirtes Souper trug.

Frau von Wendenstein erhob sich und näherte sich der Tafel mit dem Pastor und dem Oberamtmann, denen der Kandidat folgte.

„Sie setzen sich zu mir, nicht wahr?" sagte der Lieutenant halb leise zu Helene, — „wie in alter Zeit."

Sie antwortete nicht, stellte sich aber schweigend vor das Couvert neben ihm.

Der Kandidat warf einen prüfenden Blick zu den jungen Leuten hinüber und setzte sich neben Fräulein von Wendenstein.

Es war nicht der Geist heute im alten Amtshause zu Blechow, der sonst am Tische des Oberamtmanns herrschte. Die Konversation war gezwungen. Niemand sprach aus, was er dachte und Niemand dachte, was er sprach. Die Scherze, welche der Oberamtmann zuweilen gewaltsam versuchte, fielen matt nieder, wie verfehlte Raketen, und auf den Teller der Frau von Wendenstein fiel mancher stille Thränentropfen.

Der Lieutenant zog die Uhr.

„Es wird Zeit,“ sagte er, „Du erlaubst, Mama, daß ich aufstehe. — Johann, mein Pferd!“

Alle erhoben sich.

„Nun noch eine Bitte,“ sagte der Lieutenant, „singen Sie mir noch ein Lied zum Abschied, Fräulein Helene, — Sie wissen, ich höre Sie so gern singen — und heute möchte ich eine freundliche Erinnerung an die liebe Heimat mitnehmen.“

Ein leichtes Zittern flog durch die zarte Gestalt des jungen Mädchens. Sie machte wie unwillkürlich eine leicht abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich bitte,“ sagte er mit halblauter Stimme.

Der Oberamtmann war an den Flügel getreten

und hatte ihn geöffnet, und Helene saß bald, von dem Fräulein von Wendenstein geführt, vor dem Instrument, während der Lieutenant sich an die Thüre nach dem Garten lehnte, durch welche die helle Dämmerung hereindrang, welche in den Junitagen so lange nach dem Untergang der Sonne in die Nacht hineindauert.

Helene hatte die Hände auf die Tasten gelegt und blickte vor sich hin.

Dann schlug sie einige Akkorde an und ohne den Blick zu erheben begann sie, wie unwillkürlich einer inneren Bewegung folgend, nach der wunderbar schönen Mendelssohn'schen Melodie das Lied zu singen:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

Ihre schöne reine Stimme hatte einen tief ergreifenden Ton und füllte den Saal wie mit magnetischem Strom. Der Lieutenant trat einen Schritt hinaus in den Schatten der Abenddämmerung, Frau von Wendenstein beugte ihr Haupt tief herab und man hörte ihr leises Weinen.

Immer tiefer und inniger erklangen die Töne, obgleich das Gesicht der Sängerin in fast starrer Gleichgültigkeit blieb, und als sie zum Schluß kam, da zog

es wie eine wunderbare Zuversicht, wie ein heiliger Glaube durch ihren Gesang:

„Wenn Menschen auseinandergeh'n,
So sagen sie: auf Wiederseh'n!"

Alle schwiegen unter dem mächtigen Eindruck, den das Lied und sein Vortrag gemacht hatte.

Der Lieutenant trat von der Terrasse herein. Sein Gesicht war tief ernst, — einen langen innigen Blick richtete er auf das junge Mädchen, welches aufgestanden war und, die Augen gesenkt, mit demselben ruhigen, fast starren Gesicht neben dem Flügel stand; dann ging er zu seiner Mutter und küßte ihr die Hand.

Die alte Dame stand auf, nahm seinen Kopf in ihre Hände und drückte einen heißen Kuß auf seine Stirn. Dann sagte sie leise: „Gott schütze Dich, mein Sohn!" und drängte ihn sanft von sich, als wolle sie der Bewegung des Abschieds ein Ende machen.

Der Oberamtmann drückte seinem Sohne die Hand und sprach:

„Geh' mit Gott und wenn es sein muß, so handle Deines Standes und Deines Namens würdig! — Doch nun kein Abschiednehmen weiter," rief der alte Herr, indem er einen besorgten Blick auf seine Gattin warf, welche in das Sopha zurückgesunken war und das Ge-

sicht mit ihrem Tuche bedeckte. — „Zu Pferde! wir begleiten Dich hinaus.“

Und er schritt durch die Thür der Vorhalle, welche der Diener geöffnet hatte.

Der Pfarrer und der Kandidat folgten ihm.

Der Lieutenant wendete sich noch einmal, umarmte seine Schwester und trat dann zu Helene.

„Ich danke von Herzen für das Lied,“ sagte er, ihre Hand ergreifend und, halb als ob das Abschieds-lied in ihm nachklänge, halb als spräche er zu ihr, fügte er hinzu:

„Wenn Menschen auseinandergeh'n,
So sagen sie: auf Wiederseh'n!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte er, hob ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf.

Dann eilte er seinem Vater nach.

Eine helle Röthe schlug in dem Gesicht des jungen Mädchens auf, ihre Züge belebten sich und ihr Auge folgte ihm mit einem wunderbar schimmernden Blick. Dann sank sie auf den Stuhl vor dem Flügel nieder und eine heiße Thräne fiel in ihren Schooß, unbemerkt von Frau von Wendenstein, welche noch immer das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckt hielt, unbeachtet von ihrer Tochter, welche die Mutter sanft umschlungen hielt und mit der Hand leicht ihr graues Haar streichelte.

Draußen aber stand Fritz Deyke, der es sich nicht hatte nehmen lassen, das Pferd des Lieutenants vorzuführen, und ungeduldig scharrte Roland mit den Hufen im Sande.

Der Lieutenant umarmte seinen Vater und den Pastor und reichte dem Kandidaten die Hand, welche dieser mit einer Verbeugung ergriff, wobei man, wenn die Dämmerung weniger vorgeschritten gewesen wäre, einen stechenden, feindlichen Blick hätte bemerken können, den er auf den Offizier warf.

Dieser sprang leicht und gewandt in den Sattel. — „Gott befohlen, Herr Lieutenant, ich komme bald nach!“ rief Fritz Deyke — und in sausendem Galopp flog der junge Mann in die herabsinkende Nacht hinein.

Zehntes Kapitel.

Die Straßen Berlins lagen im Sonnenschein der achten Morgenstunde des 15. Juni 1866 ziemlich öde da. Das berliner Leben fängt nicht zu früh an und man sah um diese Stunde nur wenige den untersten Klassen angehörende Personen auf den Trottoirs unter den Linden dahin eilen, dazwischen mischten sich einzelne Beamte und Kaufleute, welche zu ihren Bureaux eilten.

Auf allen Gesichtern aber lag eine trübe Stimmung, man eilte an einander vorüber; die Bekannten blieben wohl stehen und tauschten einen Gruß und die Neuigkeiten des Tages aus, — aber diese Neuigkeiten waren trüber und trauriger Natur — der österreichische Gesandte war abgereist, der Krieg war unvermeidlich, — dieser Krieg, den Niemand wollte, den man dem Ehrgeiz des Ministers zuschrieb, der, um sich der Kammer gegenüber zu halten, Deutschland, ja Europa in Brand steckte.

So sprachen und dachten die guten Berliner, denn sie waren gewohnt, zu denken und zu sprechen am Morgen, wie Tante Voß und Onkel Spener es ihnen zu lesen gaben am Tage vorher, und diese beiden altbegründeten und allerhöchst privilegirten Organe der öffentlichen Meinung erzählten es ja täglich in spaltenlangen Artikeln, daß nur die ehrgeizige Unruhe und die waghalsige Tollheit dieses Herrn von Bismarck schuld sei an dem Lärm in Deutschland, und alle Müller, alle Schultze, alle Lehmann und alle Neumann, welche die königliche Spreestadt großgezogen, lebten der festen Ueberzeugung, daß zum absoluten Frieden Europas unter dem parlamentarischen Regiment nichts weiter nöthig sei, als daß Herr von Bismarck fortgeschickt werde, um in Schönhausen oder Kniephof seine uckermärkischen teltower Rüben und seinen hinterpommer'schen Kohl zu bauen.

Wenn daher die einberufenen Landwehrmänner durch die Straßen marschirten, um an den Bahnhöfen eingeschifft und zu diesem oder jenem Armeekorps abgeschickt zu werden, so standen die Gruppen von berliner Kindern — alt und jung — mit sehr unzufriedenen Gesichtern an der Seite der Straße, und Alles schimpfte wacker auf diesen Junker Bismarck, der so viel Unglück in die Familien brachte und dem Staat so viel Geld kostete.

Das hinderte sie denn freilich nicht, die guten Berliner, den Opfern der Bismarck'schen Politik, den „blauen Jungens", der Gardelandwehr, welche da ausmarschirten zum thörichten Bruderkrieg, reichliche Liebesgaben an Bier und Cigarren, Würsten und Spirituosen aller Art zu spenden — und die „Opfer" selbst schienen auch gar nicht so unzufrieden, denn aus ihren Reihen klangen jene munteren altpreußischen Soldatenlieder, welche von Generation zu Generation unaufgeschrieben sich vererben und aus den Bivouaks sich in die Häuslichkeit verpflanzen, wo die Knaben sie lernen beim Soldatenspiel, um sie später wieder zu singen in den Bivouaks der Manöver oder des ernsten Kriegs, wohin ihres Königs und Kriegsherrn Befehl sie ruft.

Wenn aber Abends alle die Schultze, Müller, Lehmann und Neumann in die Stammkneipe gingen und hinter der „Weißen" saßen, dann hörten sie von Neuem aus dem Munde der Wortführer ihres Kreises, welche ihrerseits wieder am selbigen Tage einen Journalisten oder gar einen Deputirten gesprochen hatten, die große Lehre verkünden, daß an aller Unruhe, an aller Stockung der Geschäfte, an allem Kummer in den Familien nur Einer schuld sei, Einer, der seinem Ehrgeiz und seinen thörichten Ideen das Glück der Unterthanen opfere, Einer, der die Krone und den Staat in Gefahr bringe

— der Herr von Bismarck-Schönhausen, — der feudale Junker.

Kein Wunder daher, daß alle die Leute, die am frühen Morgen unter den Linden dahin eilten, trübe in die Welt schauten, und wenn Bekannte stehen blieben und sich die Neuigkeiten des Tages mittheilten, daß in ihr Gespräch eine leise, aber grimmige Verwünschung dieses „Bismarck" sich einmischte, der die ganze Welt, die sonst so schön hätte sein können, in Unruhe und Sorgen versetzte.

Durch alle diese eiligen und geschäftigen Menschen hin, an den unzufriedenen Gruppen vorbei schritt Herr von Bismarck von der Wilhelmsstraße her die Linden herauf. Er ging so fest und sicher in seiner weißen Kürassieruniform mit dem hellgelben Kragen, dem einfachen Stahlhelm und den Majorsepauletts einher, als wäre er von dem Hauch der größten Popularität umweht. — Niemand grüßte ihn, — er achtete nicht darauf, in raschem Schritt und militärischer Haltung schritt er vorwärts, — an der Ecke, an welcher die große Friedrichsstraße die Linden durchschneidet und die bekannte Konditorei von Kranzler liegt, trat er an einen der sogenannten fliegenden Buchhändler und kaufte sich die Morgennummer der Vossischen Zeitung, — was sofort einige Neugierige stehen bleiben ließ, — denn Jedermann

kannte den Ministerpräsidenten, — die ihn schweigend mit keineswegs freundlichen Blicken musterten.

Flüchtig die Zeitung durchblätternd setzte er seinen Weg fort bis zu dem einfachen viereckigen Palais des Königs, dem mächtigen Standbild Friedrich's des Großen gegenüber, — auf welchem die purpurne, mit schwarzen Adlern besäete Königsstandarte in der Morgenluft wehte.

An den präsentirenden Schildwachen vorüber trat der Ministerpräsident in das Palais ein und wendete sich links zu den im hohen Parterre liegenden Gemächern des Königs.

Hier fand er den dienstthuenden Flügeladjutanten Major Freiherrn von Loën, begrüßte denselben und erwartete in leichtem Gespräch mit ihm die Stunde der Audienz, welche der König stets mit gewissenhafter Pünktlichkeit innehielt.

In dem großen einfach möblirten Arbeits- und Empfangszimmer des Königs Wilhelm stand der greise Herr in jugendlicher, kräftiger Haltung in der Nähe des letzten Fensters, aus welchem er während der Unterhaltung oder des Vortrags über den Platz hinauszublicken pflegte, und durch welches ihn das berliner Publikum in den Vormittagsstunden zu erblicken gewohnt war.

König Wilhelm trug den schwarzen Interimsüber-

rock mit den weißen Knöpfen des ersten Garderegiments zu Fuß; sein frisches Gesicht mit den kräftigen, wohlwollenden Zügen, umrahmt von dem weißen Haar und dem weißen, sorgfältig geordneten Bart, war ernst und fast traurig, und aufmerksam hörte er einem Manne zu, der, im Begriff, verschiedene Papiere in eine große schwarze Mappe zu verschließen, zu ihm sprach.

Dieser Mann — über einen Kopf kleiner als der König — trug einen einfachen schwarzen Anzug mit weißer Kravatte. Sein fast weißes Haar fiel glatt gescheitelt zu beiden Seiten des Kopfes herab, sein Gesicht bewegte sich in lebhaftem Mienenspiel und sein kluges offenes Auge, aus welchem ein jugendliches Feuer und ein gutmüthiger Humor hervorblitzte, blickte frei zum Könige empor.

Es war der geheime Hofrath Louis Schneider, als Bühnenschriftsteller, Regisseur und Schauspieler eben so bekannt wie als Militärschriftsteller, — der Vorleser Friedrich Wilhelm's IV. und Wilhelm's I., der langjährige treue Diener und Vertraute des königlichen Hauses.

„Sie haben also den König gesprochen?“ fragte der Monarch.

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiederte der Geheime Hofrath Schneider, — „ich mußte auf der Rückreise von

Düsseldorf, wo ich einige Notizen für eine historische Arbeit suchte, in Hannover bleiben, — und da Seine Majestät der König Georg mir stets besondere Gnade bewiesen, wie Eure Majestät wissen, wie ich für diesen hohen Herrn immer große Sympathie und Verehrung gehegt habe, so fuhr ich nach Herrenhausen und meldete mich mit der Bitte um Audienz. — Der König empfing mich in seinem Arbeitszimmer und war so gnädig, mich, da man ihm gerade sein Frühstück brachte, ebenfalls zum Frühstück einzuladen. — Seine Majestät war von der größten Liebenswürdigkeit und ich empfand von Neuem den wahrhaft hinreißenden Zauber seiner Persönlichkeit."

„Ja," sagte der König Wilhelm, — „es ist eine edle und liebenswürdige Natur, mein Vetter Georg, — wie sehr hätte ich gewünscht, daß wir uns näher geblieben wären — Vieles stände vielleicht besser in Deutschland — leider ist er immer feindlich gegen Preußen."

„Ich begreife das nicht recht," sagte der Hofrath Schneider, — „persönliche Abneigung kann dabei gar nicht zum Grunde liegen, denn ich versichere Eure Majestät, der König lebt und webt in berliner Jugenderinnerungen — er hegt eine tiefe, pietätvolle Verehrung für Seine hochselige Majestät Friedrich Wilhelm III. und er hat mit seinem bewundernswerthen Gedächtniß mir eine Menge kleiner Züge und Anekdoten aus der

alten Zeit erzählt, — vom Grafen Reale — vom alten Fürsten Wittgenstein —"

„Vor dem wir Prinzen alle einen so gewaltigen Respekt hatten," sagte der König lächelnd.

„Und," fuhr der Hofrath Schneider fort, — „ich konnte sehen, wie glücklich der Herr sich in diesen Erinnerungen fühlte und wie heimisch und vertraut ihn Manches berührte, was ich aus meiner Erinnerung aus jenen Zeiten hinzufügte."

„Und sprach er über die jetzige politische Lage?" fragte der König.

„Es konnte nicht fehlen," erwiederte der Geheime Hofrath, „daß das Gespräch auch hierauf kam, — ich erlaubte mir, die Hoffnung auszudrücken, daß bei diesen freundlichen Erinnerungen an den preußischen Hof der König auch in dem jetzt so scharf zugespitzten Konflikt zu Eurer Majestät stehe und das alte Band, welches Hannover und Preußen in der Vergangenheit verbunden, neu befestigen werde."

„Und was antwortete Seine Majestät?" fragte König Wilhelm gespannt.

„Der König sprach sich sehr frei und offen aus," erwiederte der Geheime Hofrath, „wie ich das stets an diesem ritterlichen Charakter gefunden habe, so oft ich die Ehre hatte, mit ihm in Berührung zu kommen, — er ver=

sicherte mich nochmals sehr ernst, daß er nicht die geringste Animosität gegen Preußen habe, — wie man ihm das so oft nachsage, — und daß er einen deutschen Krieg für das größte Unglück halte, das er nach den Gesetzen des Bundes so lange für eine Unmöglichkeit halten müsse, bis es wirklich da sei. An einem solchen Unglück und Unrecht werde er sich niemals betheiligen."

„Warum hat er denn den Neutralitätsvertrag nicht geschlossen?" fragte der König.

„Aber Seine hannöverische Majestät glaubt vollständig neutral zu sein," — erwiederte der Hofrath.

„Dann begreife ich nichts mehr!" rief König Wilhelm, — „Graf Platen verweigert ja fortwährend den Abschluß, an dem mir so viel gelegen war!"

„Ich weiß nichts, Majestät," sagte Schneider, — „von der Politik und von dem, was Graf Platen thut oder nicht thut, — aber daß König Georg auf dem Boden der absolutesten Neutralität zu stehen glaubt, — darüber bin ich gewiß."

„Sie glauben also nicht, daß er einen Vertrag mit Oesterreich geschlossen hat?" fragte der König.

„Nein, Majestät, das glaube ich nicht, denn der König sprach sich sehr bestimmt darüber aus, daß er sich auf keiner Seite an dem unheilvollen Kampfe betheiligen wolle, indessen —"

„Indessen?“ fragte der König.

„Indessen sprach sich Seine Majestät eben so bestimmt und klar darüber aus,“ — fuhr der Geheime Hofrath fort, — „daß er den preußischen Bestrebungen, den deutschen Staatenbund ganz oder theilweise in einen Bundesstaat umzuwandeln, niemals entgegenkommen werde, daß er vielmehr mit allen Mitteln die diesseitigen Bundesreformvorschläge bekämpfen und die volle Souveränetät und Unabhängigkeit seiner Krone mit allen Mitteln vertheidigen werde.“

König Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß ja gewiß Niemand und Eure Majestät am wenigsten daran dächte, die Souveränetät irgend eines Fürsten anzutasten, daß aber doch eine festere militärische Einigung Deutschlands nöthig sei und daß der mächtigste Staat die Führung zu Schutz und Trutz übernehmen müsse. Ich fügte hinzu, daß Seine Majestät als englischer Prinz erzogen sei, — daß aber doch die Politik eines kleinen Landes wie Hannover nicht nach denselben Grundsätzen rücksichtslos vorgehen könne, wie diejenige einer Weltmacht, der große Flotten und Armeen zu Gebote ständen.“

„Nahm das Seine Majestät nicht übel?“ fragte König Wilhelm.

„Durchaus nicht,“ erwiederte der Geheime Hofrath;

„er hörte mich mit der größten Freundlichkeit an, ohne mich zu unterbrechen, und sagte mir dann ohne alle Heftigkeit, doch mit der festesten Bestimmtheit: ‚Mein lieber Schneider, mein königliches Recht ist keine Machtfrage, ich habe meine Krone von Gott so gut wie der Herrscher des größten Weltreiches — und nie werde ich ein Titelchen meiner souveränen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufgeben, — folge daraus was da wolle!‘ — Ich bemerkte Seiner Majestät,“ fuhr der Geheime Hofrath fort, „daß es durchaus nicht meine Sache sei, irgendwie mich in die Politik zu mischen, — diese bestimmte Erklärung Seiner Majestät sei aber von solchem Ernste und solcher Wichtigkeit im gegenwärtigen Augenblick, daß ich als treuer Diener meines Herrn mich verpflichtet fühlte, bei meiner Rückkehr hieher Eurer Majestät davon Mittheilung zu machen. Der König Georg billigte dieß vollständig und erklärte, daß seine Ansicht in dieser Beziehung durchaus kein Geheimniß sei, — er werde stets danach handeln. — Dann entließ er mich auf das Freundlichste und Gnädigste!“

„So sind sie denn Alle gegen mich!“ rief König Wilhelm nach kurzem Nachdenken und tiefer Ernst legte sich auf sein Gesicht.

Dann blickte er zum Fenster hinaus und sein Blick ruhte lange auf dem Standbild des großen Friedrich.

„Auch er war allein!“ sagte er halblaut, „— und allein am größten!“

Der Ausdruck seines Gesichts wurde heiterer. — Er warf einen Blick auf die Uhr, sah dann einen Augenblick den Geheimen Hofrath lächelnd an und sprach:

„Und nun, mein lieber Schneider — sst“ — und er machte eine zischende Bewegung mit dem Munde — ähnlich als ob man etwas wegbläst, und deutete mit dem Finger nach der Thür.

„Ich verschwinde, Majestät,“ rief der Geheime Hofrath lächelnd, indem er mit komischer Hast der Thür zueilte — und indem er dort noch einen Augenblick stehen blieb, fügte er hinzu: — „und ich wünsche, daß alle Feinde Eurer Majestät eben so schnell vor dem Hauche Ihres Mundes in Nichts verfliegen mögen!“

König Wilhelm blieb allein.

„So stehe ich denn vor der letzten Entscheidung!“ — sprach er sinnend, „und die Zukunft meines Hauses und meines Staates liegt auf der Spitze des Degens! — Wie hätte ich gedacht, als ich in vorgerücktem Alter die Regierung antrat, daß ein so großer Kampf mir noch zu kämpfen beschieden sei und daß ich selbst diese neu organisirte Armee, das Werk meines langen Denkens und meiner eifrigen Arbeit, welches ich meinem Sohne als Vermächtniß, als eine Bürgschaft künftiger

Macht und Größe zu hinterlassen dachte, — daß ich selbst diese Armee noch in's Feld führen würde, — um sie zu erproben auf denselben Schlachtfeldern, auf welchen mein großer Ahnherr mit unauslöschlichen Zügen seinen ruhmreichen Namen eingeschrieben hat! — Und doch," — fuhr er fort, indem sein Blick sich wie träumend niedersenkte, „hat es in mir gelegen wie eine dunkle Ahnung. — Als ich vor dem Altar zu Königsberg stand und mich feierlich schmückte mit den Insignien meines königlichen Amtes, da durchfuhr es mich unfaßbar und unerklärlich wie eine Mahnung oder Verheißung von Oben in dem Augenblick, da ich das Reichsschwert ergriff, — übermächtig zwang es mich, das Schwert hinzustrecken über die Vertreter meines Reiches, die in weiter Versammlung mich umgaben, und aus meinem tiefen Herzen herauf stieg das Gelübde zu Gott empor, — das Schwert nicht zu ziehen ohne ernste Nothwendigkeit, — aber einmal gezogen, es zu führen mit Gott, bis die Feinde meines Volkes am Boden liegen! — So ist jene Ahnung in Erfüllung gegangen," — sagte er leise, — „nun denn vorwärts — mit Gott!"

Und der König faltete die Hände und stand einige Zeit stumm mit gesenktem Haupte da. Dann trat er mit raschem Schritt zu seinem länglichen Schreibtisch, freudige Energie und Entschlossenheit leuchtete aus seinem

Blick und mit fester Hand ließ er einen hellen Glockenschlag ertönen.

„Der Ministerpräsident Graf Bismarck!" befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

Wenige Sekunden später trat der Ministerpräsident in das Kabinet.

Ein scharfer, forschender Blick seines grauen Auges richtete sich auf den König. — Er schien mit dem Ausdruck, den er in den Zügen seines Herrn fand, zufrieden und mit fast heiterer Miene sprach er, indem er einige Papiere aus seiner Uniform zog:

„Majestät, die Entscheidung naht! — ich hoffe, die trüben Nebel werden nun bald versinken und Preußens Waffenmacht wird sich glänzend entwickeln, um der Zukunft freie Bahn zu machen nach so langer Einengung und Hemmung!"

„Was bringen Sie?" fragte der König ruhig.

Graf Bismarck blätterte flüchtig in den Papieren. „Herr von Werther," sagte er, „zeigt seine Abreise von Wien an. Zugleich meldet er, daß Benedek bei der Armee ist und nicht zufrieden mit dem Zustand derselben sein soll."

„Das glaube ich!" sagte der König.

„Gablenz ist ebenfalls zur Armee abgegangen."

„Ich bedaure, daß dieser brave General uns als

Feind gegenübersteht!" bemerkte der König, — „er hat mit uns gefochten und kann uns gefährlich werden!"

„Kein General allein kann gefährlich sein, Majestät, — ihm fehlt das Material — und man wird auf seinen Rath nicht hören," sagte Graf Bismarck zuversichtlich. — „Zugleich aber," fuhr er fort, „ist in Frankfurt gestern der Beschluß auf Mobilmachung der Bundesarmee gegen Preußen gefaßt, damit ist der Krieg thatsächlich erklärt und es kommt nun darauf an, daß Eure Majestät schleunigst die Maßregeln befehlen, um die Gefahren zu beseitigen, die uns auf unserem eigenen Operationsgebiet drohen. Hannover und Kurhessen müssen unschädlich gemacht werden."

„Wie ist der Beschluß in Frankfurt gefaßt?" fragte der König, — „haben Hannover und Kurhessen für Oesterreich gestimmt?"

„Sie haben die österreichischen Motive nicht angenommen," erwiederte der Ministerpräsident, „aber die Mobilmachung mit beschlossen. — Immer das alte Schaukelspiel!" fügte er hinzu, „das uns aber hochgefährlich werden kann, wenn jene Staaten nicht schnell unschädlich gemacht werden."

„Bis jetzt haben sie nicht gerüstet," sagte der König.

„Nach dem Bundesbeschluß aber müssen sie rüsten, — und jedenfalls können sie auch mit ihren Armeen in

Friedensstärke höchst lästig werden," erwiederte Graf Bismarck, — „ich bitte Eure Majestät inständigst, mit der größten Energie vorgehen und den sofortigen Einmarsch in Hannover und Kurhessen befehlen zu wollen."

Der König dachte nach.

„Sie haben in Hannover und Kassel die angebotenen Neutralitätsverträge nicht abschließen wollen," sagte er, — „jetzt, nachdem die Bundesmobilmachung beschlossen ist, kann davon freilich nicht mehr die Rede sein. — Aber sie haben abermals eine halbe Maßregel getroffen, die vermuthen läßt, daß sie es nicht wagen, sich ernstlich und definitiv gegen uns zu erklären. Ich will sie noch einmal positiv und klar fragen und ihnen die Möglichkeit geben, auf dem gefährlichen Weg umzukehren, den sie gehen."

„Aber, Eure Majestät!" — bemerkte Graf Bismarck, — „es wird viel Zeit verloren gehen und unsere Zeit ist kostbar —!"

„Seien Sie ganz ruhig, lieber Graf!" erwiederte der König, — „es soll keine Zeit verloren gehen, die Zeit des Zweifels und der Unruhe ist vorbei, der Augenblick des Handelns ist gekommen, — es gibt für mich keine Wahl und kein Besinnen mehr!"

Graf Bismarck athmete erleichtert auf.

„Aber pour l'acquit de ma conscience," sagte der König, „will ich noch eine letzte und ernste Mahnung an meine Herren Vettern richten, — denn, Gott weiß es," fügte er hinzu, — „es wird mir schwer, gegen sie vorzugehen. — Die Sommation, welche ihnen ein Bündniß auf Grund unserer Bundesreformvorschläge und unter Garantie ihres Besitzes vorschlägt, ist in den Händen der Gesandten?" fragte er.

„Zu Befehl, Majestät!" erwiederte der Ministerpräsident.

„So geben Sie sofort die telegraphische Ordre, diese Sommation zu übergeben und bis zum heutigen Abend eine Antwort zu verlangen!"

„Die Ordre soll sofort abgehen," sagte Graf Bismarck, — „wenn aber eine ablehnende, — oder, was wahrscheinlicher ist, — eine ausweichende Antwort erfolgt?" — fragte er und blickte mit Spannung in das Gesicht des Königs.

König Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann richtete er sein Auge mit festem, klarem Ausdruck auf den Minister und antwortete:

„Dann sollen die Gesandten den Krieg erklären."

„Es lebe der König!" rief Graf Bismarck mit lauter Stimme und eine hohe Befriedigung erleuchtete sein Gesicht.

„Lassen Sie dasselbe in Dresden thun!“ sagte der König.

„In Dresden?“ rief Graf Bismarck, — „glauben Eure Majestät, daß Herr von Beust —“

„Ich habe nichts mit Herrn von Beust zu thun,“ erwiederte der König mit Hoheit, „aber ich will dem König Johann auch noch einmal die Hand bieten, — ist es vergeblich, so trifft nicht mich die Schuld dessen, was folgen wird!“

„Dann aber,“ sagte Graf Bismarck, „möchte ich Eure Majestät bitten, die militärischen Operationen sofort zu befehlen, welche unmittelbar nöthig sein werden, sobald die Kriegserklärung erfolgt.“

„Ich werde Moltke rufen lassen und sofort das Erforderliche anordnen,“ sagte der König.

„Darf ich Eurer Majestät Aufmerksamkeit auf einen Punkt in dieser Beziehung richten?“ sagte Graf Bismarck.

Der König sah ihn fragend an.

„Der General von Manteuffel kommt mit seinen Truppen von Holstein,“ sagte Graf Bismarck. „Er hat die Erlaubniß von Hannover zum Durchzug nach Minden erhalten. Seine Avantgarde steht vor Harburg, die auf der Elbe stationirten Schiffe sind unter seinen Befehl gestellt. Harburg ist ohne Besatzung, — kann

aber leicht von Stade aus, wohin seit Kurzem stärkere Garnison gelegt ist, besetzt werden. Es wäre, wie mir scheint, hochwichtig, — daß beim Beginn der Feindseligkeiten, falls die Kriegserklärung gegen Hannover erfolgt, — Harburg in unsern Händen ist, denn es könnte entgegengesetzten Falles viel Zeit verloren werden. Ich glaube, es wäre sehr zweckmäßig, wenn Eure Majestät sofort die Besetzung Harburgs durch den General von Manteuffel befehlen wollten. Er hat das vollkommene Recht dazu, da er sich auf einem von der hannöverischen Regierung erlaubten Durchmarsch befindet. Nimmt man in Hannover die Sommation an, — so marschirt er ruhig weiter, — verwirft man sie, so hat er den wichtigen Punkt und die Eisenbahn in Händen."

Der König hatte aufmerksam zugehört, — lächelnd nickte er mit dem Kopf.

„Sie haben Recht!" sagte er, — „es ist doch gut, einen Minister zu haben, der auch etwas Militär ist. — Die Ordres sollen abgehen!"

„Nun aber erlauben Eure Majestät," sprach der Ministerpräsident, „daß ich mich entferne, um eiligst die befohlenen Maßregeln zu veranlassen."

Und er machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Was sind für Nachrichten aus Paris da?" fragte der König.

Graf Bismarck trat einen Schritt in das Kabinet zurück. Sein Gesicht nahm einen finstern Ausdruck an.

„Benedetti ist schweigsam, Majestät, — ganz gegen seine Gewohnheit,“ sagte er, „dagegen berichtet Graf Goltz, daß man in Paris zur Aktion dränge, man hat ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Kaiser Neigung habe, sich auf die Seite Oesterreichs zu stellen, wenn nicht bald von hier aus ein entscheidender Schritt geschehe. — Ich habe Grund zu glauben,“ — fügte er hinzu, „daß da eine separate Unterhandlung wegen Venetien im Gange ist, um uns im letzten Augenblick einen bösen Streich zu spielen, — von einem zuverlässigen Agenten aus Wien wird es positiv mitgetheilt, — und auch Graf Usedom berichtet, daß er mit der Haltung Italiens nicht zufrieden sei und manchen Zweideutigkeiten begegne. — Indeß,“ fuhr der Minister mit leichterem Ton fort, „bin ich über diese Intriguen nicht sehr beunruhigt, man wird in Wien nichts zugestehen, — man reitet dort noch auf zu hohem Pferde. Uebrigens habe ich nach Florenz die Instruktion geschickt, wachsam zu sein und auf energisches, mit unsern militärischen Operationen harmonirendes Handeln zu dringen.“

„Aber was will der Kaiser Napoleon?“ fragte der König.

„Jedenfalls im Trüben fischen," antwortete Graf Bismarck mit der ihm eigenen rücksichtslosen Offenheit, — „wenn er uns aber jetzt zum Handeln drängt, so scheint es mir, daß ihm der Fischzug nicht geglückt ist. — Ich habe Benedetti," fuhr er fort, „geradezu interpellirt über die unsichtbaren Dinge, die da zwischen Paris und Wien vorgehen. Er behauptet über Nichts unterrichtet zu sein, — nun, jedenfalls kann er in Paris melden, daß wir hier nicht auf beiden Ohren taub sind."

„Mir hat diese italienische Allianz so recht niemals gefallen wollen," sagte der König nachdenklich, — „obgleich ich ihren großen Nutzen erkenne. — O daß es dahin hat kommen müssen — wie viel lieber würde ich, wie in meiner Jugend, mit Oesterreich zusammen nach anderer Richtung in's Feld ziehen!"

Mit besorgtem Ausdruck flog das Auge des Grafen Bismarck über die sinnenden Züge des Königs.

„Und wenn es nicht so gekommen wäre," rief er lebhaft, „so könnten Eure Majestät nicht die hohe Aufgabe in Ihre königliche Hand nehmen, Preußen, diesen herrlichen, aufstrebenden Staat, die Schöpfung Ihrer großen Ahnen, aus seinen beengenden Fesseln zu befreien, in welche die Bosheit und der Neid der europäischen Mächte unter der Führung und Leitung dieses

Oesterreichs uns geschlagen haben, dieses Oesterreichs, das niemals deutsch war, das Deutschland immer nur als Fußschemel benutzte für seinen Ehrgeiz in Europa und stets bereit war, es zu verrathen, zu verhandeln, zu zerstückeln. — Nein, Eure Majestät, ich freue mich, daß wir an dem Augenblick des Handelns angekommen sind, daß der königliche Adler endlich in freier Luft seine Schwingen ausbreitet. Nec soli cedit heißt seine Devise und zur Sonne wird er fliegen, führe der Weg auch durch Wetterwolken. Ich sehe die Zukunft Preußens und Deutschlands groß und leuchtend vor mir und bin stolz und glücklich, daß es mir vergönnt ist, dem Könige zur Seite zu stehen, der der Schöpfer dieser Zukunft sein wird!"

König Wilhelm's klares Auge ruhte nachdenklich auf dem lebhaft bewegten, von Begeisterung durchleuchteten Antlitz seines Ministers. Wohl blitzte es auf in diesem königlichen Auge bei den stolzen, freudigen Worten des kühnen Staatsmannes, der mit so siegesgewisser Zuversicht vor ihm stand, dann aber richtete er den Blick nach Oben und sprach still und einfach:

„Wie Gott will!"

Graf Bismarck blickte mit Rührung auf den königlichen Herrn, der in so einfacher Größe vor ihm stand, und wie ein Ausdruck des Erstaunens flog es durch

seine Züge, diesem mächtigen, gewaltigen Herrscher gegenüber, der am Vorabend eines so furchtbaren, weithin für die Zukunft entscheidenden Kampfes seine ganze Hoffnung, seinen ganzen Ehrgeiz und seine ganze Unruhe in diese drei einfachen Worte niederlegte.

„Haben Eure Majestät weitere Befehle?" fragte er mit einem leisen Nachklang der Erregung in seiner Stimme.

„Nein!" antwortete der König, — „eilen Sie, die Depeschen abzusenden!"

Und mit leichter freundlicher Neigung des Hauptes entließ er den Minister.

Graf Bismarck verließ das Kabinet des Königs und das Palais und eilte schneller, als er gekommen, den Weg zurück nach seinem Hotel in der Wilhelmsstraße, und noch weniger als vorher achtete er der bösen Blicke, die ihm folgten, als er die Linden herab schritt. Stolze Befriedigung lag auf seinem Gesicht, freudige Zuversicht in seiner Haltung. — Der große Kampf, den sein Gefühl und seine Ueberzeugung ihm als unausweichlich und nothwendig zeigte, sollte beginnen, und er glaubte an den glücklichen Ausgang mit der Sicherheit und Festigkeit, welche das Bangen und Zaudern ausschließt.

*

Im Erdgeschoß des Hotels des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zu welchem der Ministerpräsident zurückeilte, saß in einem einfachen Bureauzimmer vor einem mit Papieren hoch bedeckten Schreibtisch der Legationsrath von Keudell in eifriger Unterhaltung begriffen mit einem Manne von ungefähr sechs- bis siebenunddreißig Jahren, blondem Haar und Schnurrbart, dessen offenes Gesicht von norddeutschem Typus ein lebhaftes Mienenspiel zeigte und dessen hellgraue Augen mit einer Mischung von Humor, Gutmüthigkeit und Schlauheit um sich blickten. Dieser Mann, mit jener eigenthümlichen Eleganz gekleidet, welche man nur in den großen Weltstädten findet, saß da in einem Fauteuil, welcher neben dem Schreibtisch des Herrn von Keudell stand, zurückgelehnt in halb burschikoser halb dandymäßiger Haltung und balancirte seinen glänzenden Hut auf den Knieen, während er ihn mit der Hand vor dem Niederfallen bewahrte.

„Sie glauben also, lieber Beckmann," sagte Herr von Keudell, „daß es möglich sein wird, die pariser Presse während unserer Aktion uns günstig zu erhalten — und eventuell sogar durch die Stimme der öffentlichen Meinung eine Parteinahme Frankreichs für Oesterreich zu verhindern?"

„Nichts leichter als das," erwiederte Herr Albert

Beckmann, der gewandte und geistvolle Redakteur des Journals ‚le Temps‘, welcher seit fast zwanzig Jahren in den journalistischen Kreisen von Paris lebte und die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse auf dem Gebiete der Publizistik der großen Weltstadt sich erworben hatte, ohne darum die Eigenthümlichkeit seines deutschen Vaterlandes zu verlieren. — „Nichts leichter als das — Neffzer ist ganz in Ihren Ideen, — er wird aus voller Ueberzeugung — denn anders handelt er überhaupt nicht — in Ihrem Interesse schreiben, — ‚Siècle‘ ist für Sie, — alle liberalen Blätter überhaupt erblicken in Preußen den Fortschritt, in Oesterreich die Reaktion, und deßhalb werden sie jeden Erfolg Preußens mit Jubel begrüßen, — sie würden alle eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich als die größte Thorheit verurtheilen. Alle diese Blätter für Sie zu stimmen ist kaum noch nöthig, es wird nur darauf ankommen, ihnen die rechte Direktion zu geben und ihnen die Nachrichten — diplomatischer und militärischer Natur — schnell und richtig arrangirt zu geben. Was das betrifft — je m'en charge!“

Und er strich mit der Hand über den Boden seines Hutes, drehte leicht den kleinen blonden Schnurrbart und lehnte sich mit überzeugtem Ausdruck in seinen Lehnstuhl zurück.

„Aber die klerikalen Blätter: ‚le Monde‘, ‚l'Univers‘?“ fragte Herr von Keudell.

„Ah, c'est plus difficile!“ antwortete Herr Beckmann, „diese Gesellschaft ist sehr österreichisch und schwer davon abzubringen. Im ‚Monde‘ schreibt die deutschen Korrespondenzen ein Vetter von mir, der Doktor Onno Klopp.“

„Dieser Onno Klopp ist Ihr Vetter?“ fragte Herr von Keudell.

„Il a cet avantage,“ sagte Herr Beckmann, „und er heißt im ‚Monde‘ Hermann Schultze — aber ich muß es sagen, er schreibt recht sehr langweilig, und da er nicht französisch zu schreiben versteht und man seine Artikel erst übersetzen muß, so werden sie noch ungenießbarer für das Publikum. — Das hat wenig zu sagen, — es genügt, daß diese Blätter für irgend etwas Partei nehmen, um das ganze pariser Publikum dagegen zu stimmen.“

„Aber haben sie nicht Einfluß in den Hofkreisen?“ fragte Herr von Keudell.

„Pas du tout, nicht den geringsten,“ — erwiederte Herr Beckmann zuversichtlich, — „der Kaiser hört nur auf die unabhängigen Blätter und die ultramontanen Journale benützt er nicht einmal. Ich kann Sie versichern, daß ein Artikel im ‚Siècle‘ oder im ‚Temps‘

mehr Einfluß auf seine Entschlüsse hat, als eine ganze Campagne im ‚Monde‘ und ‚Univers‘.“

„Glauben Sie aber nicht,“ fragte Herr von Keudell weiter, „daß von österreichischer Seite ebenfalls auf die Presse gewirkt werden wird, und daß man Alles thun wird, um die öffentliche Meinung in Frankreich auf jene Seite zu bringen? Man wird die Mittel nicht scheuen, — der Fürst Metternich —“

„Ah bah,“ — rief Herr Beckmann, — „der Fürst Metternich macht gar nichts, er ist trop grand seigneur, um auf die Presse zu wirken, — er hat da den Chevalier Debraux de Saldapenha zur Seite, und der wird ihm einige Artikel in seinem Mémorial diplomatique schreiben, — die sehr schön, sehr diplomatisch und sehr vornehm sein werden, — und — die Niemand lesen wird. — Enfin,“ fuhr er fort, „die wirkliche öffentliche Meinung wird für Sie sein, — auch Ollivier — Emile Ollivier, der römische Bürger mit der Sehnsucht nach dem Portefeuille im Herzen —“ — fügte er lachend hinzu — „ist ganz preußisch und wird in seinen Konversationen ebensoviel wirken, wie irgend ein großes Journal.“

„Sie glauben, daß Emile Ollivier durch ein Portefeuille zu ködern wäre?“ fragte Herr von Keudell erstaunt.

„Er wird eines Tages Minister sein," — erwiederte Herr Beckmann zuversichtlich, — „on fera cette bêtise — vorläufig aber ist er noch der Mann der Opposition und seine Stimme hat Gewicht. Er ist ganz und gar Partisan der preußischen Hegemonie in Deutschland — das genügt. — Es bleiben noch," fuhr er fort, „die Revues hebdomadaires, welche fast ebensoviel Einfluß ausüben als die Tagesblätter, weil sie in Ruhe gelesen und digerirt werden. Aber auch in dieser Beziehung ist das Terrain günstig, ich kenne die Redakteure alle — und ich glaube, daß ich bei allen leicht für Ihre Interessen wirken kann. Sie erinnern sich, wie günstig überall meine Broschüre „le traité de Gastein" aufgenommen wurde, die ich damals schrieb, als ich die Ehre gehabt hatte, den Ministerpräsidenten in Wiesbaden zu sprechen."

„Ja wohl," sagte Herr von Keudell, „ich war erstaunt über die Unterstützung, welche wir damals überall in der französischen Presse fanden, — und wir sind Ihnen noch sehr dankbar dafür."

„Pas de quoi," sagte Herr Beckmann, „ich habe aus Ueberzeugung das Meinige gethan, um der Idee einer Neugestaltung Deutschlands im Sinne des Grafen Bismarck in Frankreich Eingang zu schaffen, und ich werde weiter in diesem Sinne wirken, weil ich die Idee

für richtig und nothwendig halte. — Apropos," unterbrach er sich, — „wissen Sie, daß Hansen hier ist?"

„Ah!" machte Herr von Keudell.

„Ich vermuthe, er wird einige Zeit hier bleiben," sagte Beckmann, einen scharfen Seitenblick herüberwerfend, „um die Situation zu beobachten. Sie können durch ihn wirken: was Sie ihm mittheilen, wird an den rechten Ort gelangen und auch seinen Weg in die Presse finden."

Herr von Keudell neigte leicht den Kopf.

„Doch nun," sagte Beckmann, „glaube ich, daß ich so schnell als möglich nach Paris zurückkehren muß, — um die Campagne zu beginnen."

Er stand auf.

Ein Bureaudiener trat ein.

„Seine Excellenz erwartet den Herrn Geheimen Legationsrath."

„Ich komme," erwiederte Herr von Keudell. — Er reichte Beckmann die Hand und sagte: „Lassen Sie bald von Ihrer Thätigkeit etwas hören, — Sie werden gerade zur Zeit durch Hannover kommen, um die Welfenflucht mit anzusehen," fügte er lächelnd hinzu.

„Es thut mir leid, daß Hannover gegen Sie ist," sagte Herr Beckmann, „es ist mein Vaterland und wenn ich auch lange fort bin, so habe ich doch eine natürliche

und tiefe Anhänglichkeit dafür. — Doch das wird sich Alles ausgleichen, wenn erst die große Entscheidung gefallen ist. — Jetzt muß das Verhängniß seinen Weg gehen."

Und er verabschiedete sich von Herrn von Keudell, welcher seinerseits die große Treppe zu den Zimmern des Ministerpräsidenten hinaufstieg.

Elftes Kapitel.

König Georg von Hannover saß am Vormittag desselben 15. Juni in seinem Kabinet in Herrenhausen. Die frische Luft drang durch die geöffneten Fenster herein, die Blumen im Zimmer verbreiteten einen leichten milden Duft, die Springbrunnen plätscherten leise in dem vor den Zimmern des Königs befindlichen reservirten Garten. Alles athmete Ruhe und tiefen Frieden in dieser königlichen Residenz, welche fern vom geräuschvollen Treiben der Stadt in vornehmer Stille dalag.

Der Geheime Kabinetsrath Lex saß neben dem Könige am Tisch, beschäftigt, die eben eingegangenen Sachen vorzulesen.

So eben hatte der Kammerdiener dem Könige eine Cigarre in einer langen hölzernen Spitze gebracht und Georg V. lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück, die feinen, bläulichen Wolken des duftigen Havannahblattes langsam von sich blasend.

„Der Bericht aus Frankfurt über die gestrige Abstimmung ist da, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath.

„Nun?" fragte der König.

„Die Mobilmachung der Bundesarmee ist mit neun gegen sechs Stimmen beschlossen."

„Das ist ein österreichischer Antrag, der nicht besonders klug erdacht ist," sagte der König. „Wir sind dadurch in große Verlegenheit gebracht, — indeß mit der Modifikation, welche die hannöverische und hessische Abstimmung der Sache geben, wird wohl dem Antrag die Spitze abgebrochen sein."

„Ich darf Eure Majestät unterthänigst aufmerksam machen, daß diese Modifikation, welche die preußischen Armeekorps mit mobil macht und die österreichischen Motive zurückweist, nicht die Majorität erlangt hat — und außerdem scheint sie mir nach meiner bescheidenen Ansicht wenig bedeutungsvoll, — die Dinge sind auf einem Punkte angekommen, wo keine juristischen Subtilitäten mehr, sondern nur noch die Thatsachen in's Gewicht fallen."

„Aber Graf Platen war der Ansicht," sagte der König, „daß mit unserer Abstimmung nach Wien und Berlin hin gleich vorsichtige Rücksicht genommen sei —"

„Preußen scheint diese Auffassung nicht zu theilen,"

sagte der Kabinetsrath, in die vor ihm liegende Depesche blickend, — „denn der preußische Gesandte hat die Bundesversammlung sofort nach der Abstimmung verlassen und die Erklärung abgegeben, daß seine Regierung den Bund als aufgelöst betrachte, dagegen auf der Basis ihres Reform-Entwurfs mit den einzelnen Regierungen einen neuen Bund zu schließen bereit sei.“

„So weit ist es?“ rief der König betroffen und richtete sich empor. — „So ist also dieser deutsche Bund, dieses Bollwerk des deutschen und europäischen Friedens, gesprengt, — welchen Zeiten gehen wir entgegen! — Aber,“ rief er nach augenblicklichem Nachdenken, — „wie kann Preußen den Bund als aufgelöst betrachten, — das ist gegen die Fundamentalgesetze und ganz Deutschland muß um so mehr an ihm festhalten!“

„Ich fürchte, daß der Bund, der, auf Oesterreich und Preußen gestützt, mächtig und sicher war, ohne Preußen keine Lebenskraft haben werde“ — sagte der Kabinetsrath.

Der König schwieg.

„Ich bin in großer Besorgniß wegen der Zukunft,“ sprach der Geheime Kabinetsrath weiter, — „und“ — fügte er seufzend hinzu — „würde unendlich mehr befriedigt sein, wenn Eure Majestät den Neutralitätsvertrag in Händen hätten.“

„Aber mein Gott!“ rief der König, „ich habe ja meinen Entschluß, neutral zu bleiben, fortwährend ausgesprochen —“

„Aber der Vertrag ist nicht geschlossen,“ sagte der Kabinetsrath.

„Der Kurfürst von Hessen wollte sich auch nicht fest binden“ — sagte der König, „man hat Wimpffen von Wien aus zu ihm geschickt, wie meinen Bruder Karl zu mir, — Sie wissen, daß er mir durch Meding geantwortet hat, er glaube definitive Entschlüsse erst fassen und Verträge erst schließen zu können, wenn wirklich das beklagenswerthe Faktum der Sprengung des deutschen Bundes eingetreten sei. Uebrigens ist er eben so entschlossen, wie ich, neutral zu bleiben. — Sollte ich da mit einem Vertrag vorangehen, von dem mir Graf Platen sagte, er würde die ganze Bundesversammlung allarmiren und in Wien tief verletzen?“

„Ich würde der bescheidenen Ansicht sein, daß Eure Majestät den Neutralitätsvertrag unbekümmert um allen Allarm in Frankfurt hätten abschließen können — und, wenn es noch möglich ist, daß Sie ihn so schnell als möglich jetzt abschließen und keine ausweichenden Bedenken des Grafen Platen mehr anhören. Es ist besser, auf einem Stuhl zu sitzen, als zwischen zweien.“

„Sie haben Recht,“ rief der König, — „es muß

ein Ende gemacht werden, die Neutralität entspricht ganz meiner Auffassung und selbst der traurige und beklagenswerthe Vorgang in Frankfurt kann nichts in meiner Ueberzeugung ändern, welche mir verbietet, an einem Kriege zwischen zwei Gliedern des deutschen Bundes mich irgendwie zu betheiligen. Ich will Platen kommen lassen und ihm die sofortige Aufnahme der Verhandlungen behufs des Neutralitätsabschlusses befehlen."

„Ich bin überzeugt," sagte der Kabinetsrath mit Befriedigung, — „daß Eure Majestät sehr wohl daran thun, und werde erst ruhig sein, wenn der Vertrag in unserem Archiv liegt."

Der Kammerdiener trat ein.

„Staatsminister Graf Platen bittet in dringenden Angelegenheiten um Audienz!"

„Er soll kommen!" rief der König verwundert.

Das Gesicht des Geheimen Kabinetsraths legte sich in bedenkliche Falten.

Graf Platen trat ein. Die gleichmäßige, selbstbefriedigte Ruhe, welche sonst den Ausdruck seines Gesichts bildete, hatte einem Anflug von nachdenklichem Ernst Platz gemacht.

Der Kabinetsrath sah ihn forschend und unruhig an.

„Was bringen Sie so eilig, Graf Platen?" rief der König.

„Majestät," erwiederte der Minister, an den Schreibtisch des Königs tretend, — „eine Note, die mir Prinz Ysenburg so eben übergeben, zwingt mich, sofort Eurer Majestät allergnädigste Entscheidung zu erbitten."

„Nun?" rief der König gespannt, — „was will man in Berlin? — So eben," fuhr er fort, „sprach ich mit dem Geheimen Kabinetsrath über die Neutralität und es scheint mir, daß jetzt, nachdem der Bund leider thatsächlich gesprengt ist, nunmehr Ihren mündlichen Abmachungen gemäß der Vertrag geschlossen werden kann."

„Majestät," sagte Graf Platen, indem er ein gefaltetes Papier aus der Tasche zog, — „es scheint, daß man in Berlin jetzt weiter geht!"

„Weiter?" rief der König und ein Zug von Befremdung und Unmuth zeigte sich in seinen zusammengezogenen Augenbrauen, — „was kann man denn noch mehr verlangen?"

„Man verlangt ein Bündniß auf Grund der preußischen Reformvorschläge, wogegen man die Souveränetät und den Besitz Eurer Majestät gewährleisten will!"

„Aber das ist ja ganz etwas Neues!" rief der König.

„Zu spät!" sagte der Geheime Kabinetsrath leise vor sich hin und senkte traurig den Kopf.

„Jene Reformvorschläge," fuhr der König lebhaft fort, „welche mir den größten und wesentlichsten Theil

meiner Souveränetät nehmen, — habe ich ein- für allemal zurückgewiesen und werde sie niemals annehmen. — Welche Souveränetät will man mir dann noch garantiren, nachdem ich die wesentlichsten Bedingungen der Souveränetät aufgegeben? — Sagen Sie dem Prinzen Ysenburg —"

„Wollen Eure Majestät die Gnade haben," sagte Graf Platen, „die Note des Prinzen anzuhören? Die Situation ist ernst, — er verlangt Antwort bis heute Abend und wenn dieselbe nicht befriedigend ausfällt, d. h. wenn Eure Majestät das Bündniß nicht annehmen — so betrachtet sich Preußen als im Kriegszustand mit Hannover."

Der König fuhr auf.

„So weit sind wir?" rief er, — „doch lesen Sie!"

Und er bedeckte das Gesicht mit der Hand, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte; Graf Platen entfaltete das Papier, welches er in der Hand hielt, und las die preußische Sommation, von demselben Tage datirt.

Der König sprach während der Vorlesung kein Wort und bewegte sich nicht.

Als Graf Platen geendet, erhob er den Kopf, — tiefer Ernst lag auf seinen Zügen.

„Und was ist Ihre Ansicht?" fragte er kalt und ruhig.

„Majestät,“ sagte Graf Platen zögernd mit etwas unsicherer Stimme, -- „ich glaube in der That noch nicht, daß die Dinge ganz so weit sind, wie diese Note sie erscheinen läßt, — man will eine starke Pression ausüben, und ich glaube, wenn man nur etwas Zeit gewinnt —“

„Aber es wird eine Antwort bis heute Abend verlangt!“ warf der Kabinetsrath mit einem leisen Klang von Ungeduld in der Stimme ein.

„Gewiß,“ sagte Graf Platen, „eine Antwort müssen Eure Majestät auch geben, aber es läßt sich da doch immer ein moyen terme finden, wenn man erwiederte, daß Eure Majestät zu einem Vertrage mit Preußen — das Wort Bündniß müßte vermieden werden — bereit seien und daß derselbe sogleich verhandelt werden sollte, — die Bedingungen aber müßten diskutirt werden, — damit lassen sich einige Tage gewinnen — inzwischen können Ereignisse eintreten — Graf Ingelheim erwartet stündlich die Nachricht vom Einrücken der österreichischen Armee in Sachsen, — und wir können dann nach den Ereignissen handeln —“

„Meine Ansicht steht fest!“ sagte der König, indem ein unbeugsamer Entschluß aus seinen stolzen Zügen leuchtete und er das Haupt mit einer Bewegung voll Hoheit und Würde zurückwarf, — „die Reformbedin-

gungen, auf Grund deren ich dieß Bündniß eingehen soll, greifen die Selbstständigkeit und die heiligsten Rechte der Krone an, welche ich von meinen Ahnen ererbt habe, welche von ganz Europa garantirt ist und welche ich meinem Sohne in voller Selbstständigkeit wieder zu hinterlassen verpflichtet bin. Sobald ich davon überzeugt bin, gibt es für mich nur Eine Antwort auf den preußischen Vorschlag — und diese Antwort ist: Nein! — Dann aber," fuhr er fort, „keine Unklarheit, keine dilatorischen Negoziationen, ich will, daß man über diesen Punkt ganz klar sei in Berlin, — die Neutralität, die ich versprochen, werde ich halten und will sie völkerrechtlich abschließen, — diesen Vertrag niemals!"

Der Kabinetsrath schwieg.

Graf Platen faltete die Note des Prinzen Ysenburg und entfaltete sie wieder, — er schien nach einem Ausweg zu suchen, um dem so bestimmt ausgesprochenen Entschluß des Königs eine Modifikation zu geben.

Georg V. erhob sich.

„Die Lage aber," sprach er, „in welcher ich, mein Haus und mein Königreich uns in diesem Augenblick befinden, ist so ernst und was jetzt geschieht, greift in unberechenbaren Konsequenzen so weit in die Zukunft, daß ich bei dem zu fassenden Entschluß mein Gesammtministerium hören will."

Graf Platen seufzte erleichtert auf und nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Fahren Sie, mein lieber Graf,“ fuhr der König fort, „sofort zur Stadt zurück und rufen Sie meine sämmtlichen Minister auf der Stelle hieher!“

„Zu Befehl, Majestät!“ sagte Graf Platen schnell.

„Zugleich aber,“ sprach der König weiter, „müssen sofort Maßregeln getroffen werden, um die Armee, welche zerstreut im Lande sich befindet, zu konzentriren. Ich will alles unnütze Blutvergießen hier im Lande für alle Fälle vermeiden und mit der Armee nach Süddeutschland gehen, um dort im Verein mit meinen nunmehrigen Bundesgenossen zu handeln. So wird wenigstens mein Land von den Schrecken des Krieges verschont bleiben, wenn ich es auch vor feindlicher Okkupation nicht schützen kann.“

„Eure Majestät wollen selbst —“ rief Graf Platen.

„Ich will thun, was meine Pflicht ist“ — unterbrach ihn der König mit Hoheit, — „und wenn meine Armee im Felde steht, so ist mein Platz in ihrer Mitte. — Senden Sie reitende Ordonnanzen zu meinem Generaladjutanten, dem Chef des Generalstabs und dem Kommandeur des Ingenieurkorps,“ sagte er dem Geheimen Kabinetsrath, „und Sie, mein lieber Graf, —

eilen Sie und kommen Sie bald mit den übrigen Herren zurück!"

Graf Platen und der Geheime Kabinetsrath entfernten sich.

Der König blieb allein.

Er saß da vor seinem Tisch in tiefes Sinnen versunken. Das Haupt sank tief herab und von Zeit zu Zeit drang ein schwerer Athemzug aus der arbeitenden Brust — dann hob er den Kopf empor und das blicklose Auge richtete sich nach Oben wie in stummer Frage.

Der Kammerdiener öffnete schnell beide Flügel der Thüre und rief:

„Ihre Majestät die Königin!"

Georg V. fuhr aus seinem Sinnen empor und stand auf.

Die Königin trat eilig in das Kabinet und ging auf ihren Gemahl zu, der ihr die Hände entgegenstreckte und sie auf die Stirn küßte.

Die Königin Marie war damals etwa fünfundvierzig Jahre alt, groß und von jugendlich elastischer Gestalt, anmuthig in Haltung und Bewegung. Ihr Gesicht, von dunkelblondem reichem Haar umrahmt, hatte nicht mehr die frischen, rosigen Farben und die kindlichen Züge, welche das neben dem Schreibtisch des Königs hängende große Brustbild der eben vermählten Kron=

prinzessin zeigte, — aber ein jugendlicher Hauch lag noch immer auf diesem reinen, wohlwollenden und heitern Gesicht, und aus den Augen von dunklem Grau strahlte ein heller, klarer Blick voll Herzensgüte und Lebensfreudigkeit. Heute jedoch war dieser Blick voll Unruhe und Sorge, und mit aufgeregter Stimme rief die Königin, indem sie zu ihrem Gemahl emporblickte:

„Ich sah aus meinem Fenster Graf Platen eilig zu Dir gehen und in dieser Zeit der Angst und Aufregung fürchte ich immer, es könne eine schlimme Nachricht kommen," sagte sie mit ihrer wunderbar tiefen und biegsamen Altstimme. „Ist es etwas Ernstes?" fügte sie nach einigen Augenblicken hinzu, indem sie ängstlich forschend in das ernste, fast feierliche Gesicht des Königs sah.

Georg V. antwortete:

„Es wäre thöricht, Dir zu antworten, es sei Nichts — Du würdest die Wahrheit doch bald genug erfahren und — eine Königin muß auch die großen Krisen zu überwinden wissen."

Er legte sanft die Hand auf ihr Haupt.

„Ja, es ist Ernst," sagte er, — „heute Abend haben wir den Krieg mit Preußen."

„O mein Gott!" rief die Königin bebend, — „wie ist das möglich — Du wolltest ja für alle Fälle neutral bleiben!" —

„Man stellt mir Bedingungen, die ich nicht annehmen kann, ohne die Würde und Ehre meiner Krone zu verletzen, — ich werde sie ablehnen und dann ist der Krieg erklärt!" sagte der König mit weicher Stimme, wie um seiner Gemahlin diese harte Nachricht milder zugänglich zu machen.

„Entsetzlich!" rief die Königin, — „ist denn gar keine Transaktion möglich, — könnte ich vielleicht etwas thun zur Verständigung!" rief sie, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, „die Königin Augusta wird wie ich vor einem solchen wahren Bruderkriege zurückschrecken."

„Ja, ein Bruderkrieg ist es im eigentlichsten Sinne des Wortes," sagte der König, — „denn aus manchen Familien steht ein Bruder in meinem, der andere in preußischem Dienst, — aber zu thun ist da nichts mehr, — glaube es mir, — ich bin dessen gewiß und das Einzige ist, daß ich so viel als möglich suchen werde, Blutvergießen hier im Lande zu vermeiden. Graf Platen glaubt zwar noch vermitteln zu können —"

„O hätte er nicht so lange vermittelt!" rief die Königin lebhaft, — „dann wären wir jetzt nicht in dieser schweren Lage, — nach beiden Seiten ohne Halt, — hätte er dann wenigstens nicht Gablenz und seine Truppen fortgehen lassen. Glaube mir, Männchen,"

rief sie in innigem Ton, „diese lächelnde Zweiseitigkeit Platen's stürzt uns Alle in's Unglück!"

Der König blickte finster vor sich hin.

„Jetzt ist jedenfalls nichts zu ändern," sagte er, — „die Situation muß erfaßt werden wie sie ist. — Ich gehe diese Nacht mit Ernst zur Armee, die ich nach dem Süden des Königreiches zusammenberufen will, um wo möglich die süddeutschen Truppen zu erreichen."

„Und wir, — wohin gehen wir?" rief die Königin ängstlich.

Der König nahm ernst ihr Haupt in beide Hände, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sprach mit unendlicher Milde und Weichheit, aber eben so großer Entschiedenheit:

„Du und die Prinzessinnen — ihr bleibt hier!"

„Hier?!" rief die Königin, in rascher Bewegung einen Schritt zurücktretend, indem ihr Auge erschreckt zu ihrem Gemahl emporsah, — „hier? während der feindlichen Okkupation? — Nimmermehr! das kann Dein Ernst nicht sein!"

„Es ist mein Ernst," sagte der König, — „und Du, meine Engelskönigin, wirst bei ruhiger Prüfung ganz meiner Meinung sein, — davon bin ich überzeugt."

Die Königin blickte ihn fragend an und schüttelte leicht den Kopf.

„Ich will meinem Lande," fuhr der König fort, „die Schrecken des Krieges, meiner Armee einen, der Uebermacht gegenüber vielleicht unnützen Kampf ersparen und sie deßhalb zu den süddeutschen Armeen führen, wo sie Gelegenheit haben wird, mit an der großen Entscheidung theilzunehmen. Mein Platz und der des Kronprinzen ist inmitten der Armee. — Die feindliche Okkupation mit ihren Bedrückungen, Leiden und Schmerzen kann ich aber meinen Unterthanen, den Familien meines Landes nicht ersparen. Sie werden die feindlichen Truppen in der Heimat sehen, sie in ihren Häusern aufnehmen müssen, während ihre Söhne im Felde stehen. — Wie ich mit meinem Sohne das Schicksal meines Heeres theile, so mußt Du, die Königin, mit unsern Töchtern das Schicksal des Landes theilen, das ist unsere königliche Pflicht, — es soll in keiner Familie Hannovers gesagt werden, daß die Familie des Königs anders handelt, als es von den Unterthanen verlangt wird — wir sind mit dem Lande durch tausendjährige Bande verwachsen, wir sind Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, — wolltest Du, daß man sagen sollte, die Königin säße fern in ruhiger Sicherheit, während die schwere Zeit auf dem Lande lastet?"

Und seine ausgestreckte Hand suchte seine Gemahlin,

während sein Haupt sich nach der Seite richtete, wo er das leise Rauschen ihres Kleides vernahm.

Die Königin hatte die Hände gefaltet, — ihr Auge, auf ihren Gemahl geheftet, hatte den Ausdruck der Angst und des Schreckens verloren und in feuchtem Glanz strahlte es dem Könige entgegen.

Als er geendet, ergriff sie seine suchende Hand, legte seinen Arm um ihre Schultern und schmiegte sich innig an ihn.

„Du hast Recht!" rief sie, — o Du hast Recht wie immer, — Dein großes, edles Herz findet ja immer das Rechte und Wahre. Ja, mein König und Gemahl, ich bleibe hier, getrennt von Dir — aber vereint durch unser Land, unsere Liebe, unsere Pflicht!"

„Ich wußte, daß Du meinen Entschluß billigen würdest," sagte der König ruhig und freundlich, — „meine Königin konnte nicht anders denken und empfinden wie ich."

Und in stummer Umarmung standen die königlichen Gatten lange umschlungen, in stillem Weinen legte die Königin ihr Haupt an die mächtige Brust des Königs, und mit leiser Hand fuhr der König sanft hin und her über ihr reiches Haar.

Die Blumen dufteten, die Wasser rauschten draußen, — die Vögel sangen in den Bäumen und die ganze Natur athmete glücklichen Frieden.

Und über all' dem sonnigen Licht, über all' dem Frühlingsduften und Singen stand unsichtbar die finstere Wetterwolke, deren zuckender Strahl bereit war, herabzufahren und all' dieß stille Glück, all' diesen königlichen Glanz zu zertrümmern für immer.

Ein Schlag an die Thür ertönte.

Der König drängte die Königin sanft von sich.

„Die Minister stehen zu Befehl," meldete der eintretende Kabinetsrath.

„Nun," sprach der König sanft zu seiner Gemahlin, „laß mich mit den Ministern das Nöthige abmachen, — wir sehen uns nachher!"

„Gott segne Deine Entschlüsse!" sagte die Königin innig.

„Es sind schwere Zeiten, lieber Lex," fügte sie freundlich hinzu, indem sie an dem tief sich verneigenden Kabinetsrath vorüberschritt — „wäre erst Alles glücklich vorüber!"

Und sie verließ langsam das Kabinet des Königs.

Die Minister traten ein und setzten sich um den Tisch.

Außer Graf Platen, Bacmeister und dem General von Brandis waren hier noch um den König versammelt der Hausminister und Oberhofmarschall von Malortie, ein alter Herr mit kurzem grauen Haar und kleinem

faltigen Gesicht, das mit seinem stets unzufriedenen Ausdruck in Verbindung mit der gebückten Haltung, der hohen schwarzen Binde und dem bis zum Halse zugeknöpften Frack weit eher einen unterleibskranken Kanzleirath hätte vermuthen lassen, als den geistvollen Verfasser des an allen Höfen als Autorität geltenden Buches: „Der Hofmarschall wie er sein soll.“

Es war da ferner der Justizminister Leonhardt, der berühmte Gesetzesverfasser, ein einfacher, schlichter Mann mit dünnem Haar und scharfen, intelligenten Zügen, dessen ausdrucksvolles, lebhaftes und durchdringendes Auge von einer silbernen Brille verdeckt war, — der Kultusminister von Hodenberg, ein noch junger, blonder Mann, früher Diplomat und Ministerresident im Haag, und der ebenfalls noch junge Finanzminister Dietrichs, den Graf Platen zum Generalsekretär für einen Minister mit hocharistokratischem Namen vorgeschlagen und den der König mit den Worten ernannt hatte: „Wenn er fähig ist, die Arbeiten zu machen, so soll er auch selbst Minister sein!“

Alle diese Herren traten in tiefem, ernsten Schweigen in das Kabinet des Königs.

Als sie Platz genommen hatten, sprach Georg V.:

„Meine Herren Minister! Seine Majestät der König von Preußen hat mir durch seinen Gesandten

an meinem Hofe einen Vorschlag übermachen lassen, um mit ihm ein Bündniß zu schließen, nachdem der deutsche Bund aufgelöst sei. Sie kennen den Vorgang in Frankfurt a. M. Ich vermag zunächst nicht die Auflösung des Bundes durch die Erklärung des preußischen Gesandten als rechtlich vollzogen anzusehen, — leider muß ich aber anerkennen, daß der deutsche Bund thatsächlich gebrochen ist. Ich würde, wie ich hier vor Ihnen wiederhole, bei dem nunmehr zum Unglück Deutschlands unvermeidlich erscheinenden Kriege zwischen Oesterreich und Preußen bereit sein und mich für berechtigt halten, einen Neutralitätsvertrag mit der Krone Preußen abzuschließen. Allein das ist es nicht, was Seine preußische Majestät von mir verlangt. — Graf Platen, ich bitte Sie, die Note des Prinzen Ysenburg zu verlesen."

Graf Platen las die preußische Sommation langsam vor.

Als er geendet, sprach der König:

„Ich darf voraussetzen, meine Herren, daß Ihnen sämmtlich die preußischen Reformbedingungen, auf Grund deren ich dieß Bündniß eingehen soll, bekannt sind?"

Die Minister bejahten sämmtlich.

„Ich soll also," sagte der König weiter, „die Kriegsherrlichkeit und das Kommando über meine hannöverische Armee, die Armee von Minden, von Pen=

insula, von Garcia Hernandez, von Waterloo abgeben und diese Armee würde dann gegen die mit Oesterreich verbündeten deutschen Truppen marschiren müssen. — Ich frage Sie nun, meine Herren Minister, vor Gott, Ihrem Gewissen und auf den mir und dem Lande geleisteten Eid: Kann ich diese Proposition annehmen? Kann ich es als Vertreter der königlichen Rechte meines Hauses? Kann ich es als Vertreter meines Landes? Kann ich es nach der Verfassung des Königreichs? — Antworten Sie zuerst, Graf Platen, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten!"

Graf Platen rieb sich leicht die Hände, neigte sich ein wenig vor und zurück — und antwortete: „Nein, Majestät, — es wäre vielleicht —"

Der König unterbrach ihn:

„Und Sie, Herr von Malortie? als Minister meines Hauses?"

Der Oberhofmarschall, welcher noch tiefer als gewöhnlich in seine schwarze Binde und seinen zugeknöpften Frack zusammengezogen dasaß, sagte mit leiser Stimme: „Nein, Majestät."

„Und Sie, mein Justizminister?"

Der Justizminister Leonhardt antwortete kurz und fest mit klarer Stimme: „Nein!"

„Herr Minister des Innern?"

„Nein, — niemals!“ antwortete der Minister Bacmeister.

Die gleiche Antwort gaben die Minister des Kriegs, des Kultus und der Finanzen.

Der König erhob sich. Sämmtliche Minister mit ihm.

„Es ist mir eine große Freude, meine Herren Minister,“ sprach Georg V., „zu vernehmen, daß Sie alle auf die preußischen Propositionen nur eine und dieselbe Antwort haben, welche ich nach meiner Auffassung der Rechte meiner Krone und meines Landes sogleich dem Grafen Platen gegeben habe, als er mir die Sommation vorlas. Es ist mir eine große Beruhigung, mich bei diesem wichtigen Entschluß eins zu wissen mit meinem Gesammtministerium, — nicht, meine Herren, daß ich die Verantwortung scheute oder auf Ihre Schultern zu laden wünschte,“ — der König erhob stolz den Kopf, — „aber es ist mir diese übereinstimmende Antwort von Ihnen Allen eine Bürgschaft, daß die Leiden, welchen mein Land in Folge der Ablehnung der preußischen Proposition vielleicht ausgesetzt sein wird, eine unabänderliche und unvermeidliche Schickung Gottes sind. — Wenn Sie aber,“ fuhr er fort, „Alle mit mir darüber einig sind, daß ich das mir angetragene Bündniß auf dieser Basis nicht annehmen kann, — so müssen

sogleich und ohne Zögern diejenigen Maßregeln getroffen werden, welche die nunmehr sehr ernste Lage erheischt. Ich will die Armee nach Süddeutschland führen und sie zu diesem Zweck sofort im Süden des Königreichs konzentriren. Das Nähere werde ich sogleich mit meinen Generalen festsetzen. Die Königin und die Prinzessinnen bleiben hier und werden das Schicksal des Landes theilen!"

Ein Flüstern der Zustimmung machte sich hörbar.

„Majestät," sagte der Minister Bacmeister, „darf ich sogleich eine hieher gehörende Entscheidung erbitten?"

„Was ist's?" fragte der König.

„Der General von Manteuffel steht in Harburg," sagte der Minister, „und verlangt Eisenbahnwaggons, um die preußischen Truppen der ertheilten Erlaubniß zufolge nach Minden transportiren zu können. Die Eisenbahndirektion fragt an, was sie thun soll?"

Der König biß die Zähne zusammen.

„Er will bei der Kriegserklärung mitten im Lande sein!" rief er. „Geben Sie Ordre, daß alle Wagen sofort hieher gesendet werden. Wir werden sie für den Truppentransport gebrauchen."

„Auch müßten," sprach der Minister weiter, „unter diesen Umständen die noch versammelten Stände des Königreichs aufgelöst werden, — ich habe, als

Graf Platen mir die Lage mittheilte, die Ordre aufgesetzt." —

„Geben Sie!" rief der König.

Und der Minister legte die Ordre auf den Tisch.

„Der Generalsekretär ist draußen," sagte er.

„Lassen Sie ihn kommen!"

Der Minister eilte hinaus und kehrte sofort mit dem Generalsekretär des Gesammtministeriums zurück, in dessen Gegenwart der König das Auflösungsdekret vollzog.

„Und nun, meine Herren," rief er, „jetzt gehen Sie Jeder an's Werk in Ihrem Ressort, den schweren Zeiten entgegenzutreten, und der dreieinige, allmächtige und gerechte Gott gebe, daß ich Sie Alle hier glücklich wieder um mich versammeln könne. Graf Platen und General Brandis bitte ich noch zu bleiben!"

Die übrigen Minister verneigten sich ernst und schweigend und verließen das Kabinet.

„Wollen Sie nun, Graf Platen," sagte der König, „dem Prinzen Ysenburg die Antwort geben — klar und bestimmt — wie Sie Alle sich ausgesprochen haben!"

„Zu Befehl, Majestät!" sagte Graf Platen, — „Eure Majestät befehlen aber doch, daß die Form verbindlich sei, damit die Möglichkeit von weiteren Verhandlungen nicht ausgeschlossen bleibe —"

„Sie glauben noch an Verhandlungen?!“ rief der König, — „artig und höflich soll die Antwort sein,“ fuhr er dann fort, — „auch meine Bereitwilligkeit zur Neutralität soll nochmals auf das Bestimmteste ausgesprochen werden, — aber über den Punkt der Reformbedingungen darf kein Zweifel bestehen!“

„Wenn Eure Majestät einverstanden sind,“ sagte Graf Platen, „so könnte der Regierungsrath Meding die Antwort abfassen, er wird gewiß keine schroffe Form wählen und bei seiner Gewandtheit in der Wahl der Ausdrücke —“

„Gewiß soll der Regierungsrath Meding die Antwort machen, und ich zweifle nicht, daß er die besten Ausdrücke wählen wird, — wohl aber zweifle ich, daß hier auch die besten Worte einen Erfolg haben können. Senden Sie mir Meding mit der Antwort, sobald sie fertig ist!“

„Zu Befehl, Majestät!“ sagte Graf Platen und entfernte sich eilig.

„Sie, mein lieber General,“ sprach der König zum Kriegsminister gewendet, „bleiben hier, um mit dem Generaladjutanten und dem Chef des Generalstabes mir die Maßregeln zur Konzentration der Armee vorzuschlagen.“

„Herr Geheimer Kabinetsrath, — sind die Herren Generale da?“

„Sie stehen zu Eurer Majestät Befehl!“ erwiederte der Geheime Kabinetsrath.

„Lassen Sie sie eintreten!“

„Ich werde noch einmal wieder jung, Majestät,“ sagte der General von Brandis, während der Geheime Kabinetsrath hinausging, „bei dem Gedanken, daß ich mit Eurer Majestät und der Armee in's Feld ziehen soll. Mein Herz schlägt wieder wie zur Zeit des großen Wellington!“

„Damals war Deutschland einig!“ sagte der König tief seufzend. —

Während die Generale in Herrenhausen saßen, die Adjutanten in der großen Allee nach der Stadt hin und her flogen und der Telegraph die Ordres an alle Truppenkommandanten im Königreiche trug, war die Stadt Hannover in fieberhafter Aufregung. Auf den sonst so ruhigen Straßen sammelten sich Gruppen von Neugierigen, und lebhaft wurde die Lage der Dinge diskutirt. Tiefe Bestürzung malte sich auf den Gesichtern, wenn irgend ein Eingeweihter die große Nachricht mittheilte: Die Armee marschirt nach Süddeutschland, der König geht fort. — Seit lange war die Stimmung im höchsten Grade antipreußisch gewesen, man hatte es laut getadelt, daß der König die Brigade Kalik und den General von Gablenz fortgehen ließ,

man hatte den österreichischen Truppen alle möglichen Ovationen gebracht — und nun, — als man mit einem Male so vor dem wirklichen Kriege stand, als der gewaltige Ernst der Lage an Jeden herantrat, da überkam Unruhe und Besorgniß die Bevölkerung. Und daß der König fortgehen wollte, das machte die guten Hannoveraner vollständig bestürzt.

Sie hatten stets Opposition gemacht, sie hatten stets zu tadeln und zu kritisiren gehabt an Allem, was gethan und nicht gethan war, — aber die „Residenz“ ohne den König — das vermochten sie nicht zu fassen, das war etwas Unglaubliches, und schon begannen sich Stimmen zu erheben, welche abermals zu tadeln anfingen: „Der König flieht und läßt uns allein,“ — hörte man sagen, „der Feind wird dann gar keine Rücksichten nehmen, man wird uns brandschatzen!“

Freilich hörte man dann wieder: „Die Königin bleibt hier mit den Prinzessinnen, sie wird die Residenz durch ihre Anwesenheit beschützen, eine fürstliche Frau wird man respektiren,“ — und Viele fühlten sich beruhigter durch diese Nachricht.

So wogte die Stimmung hin und her, die Verzagten eilten zum Bürgermeister und den Bürgervorstehern, um sie zu einem Schritt beim Könige zu veranlassen, der Seine Majestät bewegen solle, die Stadt

nicht zu verlassen, — Andere verlangten eine Konzentration der Truppen um die Residenz, noch Andere wollten die Eisenbahnen zerstören, kurz, man konnte auf den Straßen eine reiche Menge politischer und militärischer Rathschläge hören, von deren jedem Der, welcher ihn ertheilte, überzeugt war, daß seine Befolgung die Stadt und das Land retten würde.

Dazwischen marschirten die Truppen der Garnison von Hannover nach dem Bahnhof und wurden eingeschifft, andere Bataillone und Schwadronen kamen an und wurden nach kurzem Aufenthalt weiter befördert, — Alles geschah im tiefen Geheimniß und das zahlreich den Bahnhof umstehende Publikum erfuhr nichts über die militärischen Dislokationen.

Auf dem großen Platz vor dem Bahnhof stand eine Gruppe Bürger in eifrigem Gespräch, ein kleiner schwarzer Mann mit blassem Gesicht und funkelnden Augen schien die Umstehenden zu beruhigen, kräftige Gestalten aus jener alten mannhaften niedersächsischen Bourgeoisie, welche so unerschrocken ist im Handeln, klar gegebenen Verhältnissen gegenüber, aber welche so leicht Muth und Besonnenheit verliert, wenn unklare, außergewöhnliche und verworrene Zustände sie umgeben. Der norddeutsche und der niedersächsische Charakter insbesondere bedarf der Zeit, um sich zurechtzufinden in

neuen und ungewohnten Verhältnissen, er bedarf einer gewissen Gewöhnung, um seine Eigenschaften zur Geltung zu bringen, das Plötzliche, Neue und Ungewohnte erstarrt ihn und lähmt seine Thätigkeit.

So war es auch hier; jene kräftigen Männergestalten mit den groben charaktervollen Zügen standen völlig gebrochen und rathlos da, tiefe Unzufriedenheit und Muthlosigkeit lag auf ihren Gesichtern und diese Unzufriedenheit war völlig bereit, sich gegen die Regierung zu ergießen, denn man war eben gewohnt, die Regierung für Alles verantwortlich zu machen und mit ihr zu schmollen, wenn irgend etwas den langsamen, gewohnten Gang der Tagesstunden störte.

„Aber so seid doch vernünftig!" rief der kleine blasse Mann, lebhaft gestikulirend, „ihr seid doch wahrhaftig keine Kinder mehr, und daß es in Deutschland zu etwas Anderem kommen würde, als zu Reden und Resolutionen beim Bierseidel, das konnte doch in der That jeder vernünftige Mensch voraussehen. — Ueberdem wißt ihr ja noch gar nichts Gewisses von dem, was vorgeht —"

„Das ist eben unrecht!" sagte ein großer korpulenter Mann mit tiefer Baßstimme, „das ist eben unrecht, daß wir nichts wissen, — man könnte uns doch wenigstens bekannt machen, was geschieht, damit der

Bürger sein Haus bestellen kann und sich einrichten auf die Zukunft —"

„So wartet doch!" rief der kleine Mann heftig, — „ihr habt gehört, daß die Generale beim König in Herrenhausen sind und die Minister sind noch nicht lange zurück, wollt ihr die Sachen eher erfahren, als sie beschlossen sind? — Es thäte wirklich noth," sagte er zornig lachend, „daß der König die ganze Stadt und ganz Calenberg in seinen Rath riefe!" —

„Sonntag hat Recht!" sagte ein alter hagerer Mann in einfacher Bürgertracht, mit ausdrucksvollem, verwetterten Gesicht, in jenem kräftigen niedersächsischen Plattdeutsch, das in den mittleren und unteren Klassen der Städte und des Landes noch allgemein gesprochen wird, — „Sonntag hat Recht, — wir müssen abwarten, was geschieht, der König wird uns schon zur rechten Zeit mittheilen, was nöthig ist, — er wird uns so ohne Weiteres nicht verlassen, — es ist ja Ernst August's Sohn," — sagte er wie beruhigend zu den andern Bürgern, welche ihm aufmerksamer und augenscheinlich mit größerem Vertrauen zuhörten, als dem kleinen, blassen, beweglichen Kaufmann Sonntag.

„Doch," rief dieser plötzlich, — „da steht der Wagen des Grafen Wedel vor dem Bahnhof!" — und er deutete auf eine offene elegante Equipage, welche vor

dem großen Eingange des Bahnhofsgebäudes hielt und deren schöne Pferde das Pflaster scharrten, — „erwarten wir den Grafen, der muß wissen, was vorgeht!“

Und mit schnellem Schritt eilte er zu dem Wagen hin, die Andern folgten ihm.

Nach kurzer Zeit trat der Schloßhauptmann Graf Alfred Wedel in der kleinen Dienstuniform aus dem Bahnhofsgebäude.

Erstaunt blickte er auf die dichte Gruppe von Bürgern, welche seinen Wagen umstellt hatte und ihm den Weg versperren zu wollen schien.

„Nun, was gibt es hier?“ fragte er freundlich. — „Sie, Herr Sonntag? und sieh' da — auch Ihr, alter Konrades?“ — und er trat auf den alten verwetterten Mann zu, der mit Sonntag die Gruppe verlassen und sich ihm genähert hatte, und reichte ihm die Hand.

„Herr Graf,“ sagte der alte Hofsattler Konrades, ein Veteran aus den großen Kriegen und besonderer Günstling des Königs Ernst August, der es besonders liebte, sich mit ihm zu unterhalten, und den seine oft äußerst unceremoniösen, ja groben, aber immer treffenden und den Geist des Volkes wiederspiegelnden Antworten stets sehr ergötzten, — „Herr Graf,“ — und er drückte den Kaufmann Sonntag, welcher ebenfalls

reden wollte, mit kräftiger Hand bei Seite, — „wir sind hier in großer Unruhe und Besorgniß über das, was da werden soll. Wir hören da, hier und dort, daß der Krieg losgehen wird und daß der König fortgeht, und — da sind denn die Bürger unruhig über das Schicksal der Stadt und möchten gern etwas Gewisses wissen.“

„Ja,“ rief der Kaufmann Sonntag, indem er sich von des alten Konrades zurückhaltender Hand befreite und hervortrat, „ja, Herr Graf, diese Herren hier sind alle unruhig, beängstigt und bereit, den Muth zu verlieren, ich habe mir alle Mühe gegeben, sie zu beruhigen, — aber es will nicht helfen, ich bitte Sie, Herr Graf, sagen Sie ihnen, was vorgeht und was sie thun sollen.“

Mit gespanntem Ausdruck hingen alle Blicke an dem schönen, kräftigen jungen Mann, der einen Augenblick seinen klaren, ruhigen Blick über die Gruppe schweifen ließ.

„Was vorgeht?“ sagte er dann mit lauter, fester Stimme, — „das ist einfach, der Krieg steht vor der Thür und der König rückt mit der Armee in's Feld.“

„Und läßt uns hier in der offenen Stadt zurück?!“ murmelte es in der Gruppe.

Ein leichtes Roth floß über die Stirn des Schloß-

hauptmanns, und ein zorniger Blitz flog aus seinem Auge über die Umstehenden hin.

„Marschirt der hannöverische Soldat etwa nicht in's Feld und läßt seine Familie zu Haus?“ rief er, — „die Königin und die Prinzessinnen bleiben hier unter euch — und ich bleibe bei Ihrer Majestät.“ —

„Ah!“ ertönte es aus der Gruppe, — „wenn die Königin hier bleibt, dann kann es wohl nicht so schlimm um die Stadt aussehen.“ —

„Schlimm oder nicht schlimm, die Königin theilt euer Schicksal, wie der König das seiner Soldaten, ist das recht oder nicht? — Antwortet!“ rief Graf Wedel.

„Ja!“ rief der alte Konrades laut und „ja, ja“ tönte es leiser aus der Gruppe.

„Aber,“ fuhr Graf Wedel mit ernster und lauter Stimme fort, „ihr habt mich auch gefragt, was ihr zu thun habt!“

Er trat einen Schritt näher an die Bürger heran, so daß er fast umringt von ihnen dastand, und ließ sein Auge blitzend von einem zum andern fliegen.

„Was?“ rief er, „hannöverische Bürger sollten nicht wissen, was sie thun sollen, wenn das Land in Kriegsgefahr ist und der König und die Armee in's Feld ziehen? Der alte Konrades hätte es euch sagen

können, besser als ich, denn der hat die alten Zeiten gesehen, von denen ich nur erzählen gehört habe. — Die Armee ist auf dem Friedensfuß," fuhr er lebhaft fort, — „da fehlt es überall, an Bespannung, an Hülfe und Handreichung, die Kanonen vom Zeughause müssen nach dem Bahnhofe geschafft werden — und hannöverische Bürger stehen hier still und zagen und klagen? — Schafft Pferde und Arbeiter, und wo die Pferde nicht ausreichen, da werden wir selbst angreifen, denn ich werde unter euch sein, sobald mein Dienst es erlaubt. — Die Armee soll in's Feld rücken," fuhr er fort, „und die Verpflegung muß organisirt werden, — sollen die Soldaten hungern? Bildet Komites, schafft herbei, was ihr in Küche und Keller habt, hieher zum Bahnhof, damit es in die Magazine gesendet werde, den ersten Bedürfnissen abzuhelfen. — Und," rief er weiter, „heute oder morgen können die Truppen auf den Feind stoßen, Verwundete und Kranke wird es genug geben, — und ihr wollt euren Frauen etwas vorklagen und vorjammern! Laßt sie Bandagen machen und Charpie zupfen, — man wird sie brauchen, — geht zu meiner Frau, sie wird euch Rath geben und sagen, wie Alles einzurichten ist! — Und weiter — wie oft habt ihr Soldaten gespielt mit euren Schützenbataillonen, — jetzt gehen die Truppen fort, — soll

die Königin unbewacht in Herrenhausen bleiben? Werden keine hannöverischen Bürger da sein, um die Wache bei ihrer Königin zu beziehen, die der König seiner Residenz anvertraut? — So," fuhr er langsam fort, — „jetzt habe ich euch gesagt, was ihr zu thun habt, — und es ist so viel zu thun, daß wahrhaftig Niemand Zeit hat, hier müßig zu stehen und ängstliche Gesichter zu machen!"

Die Bürger standen schweigend. Mit triumphirenden, glänzenden Blicken musterte sie der kleine Kaufmann Sonntag.

Der alte Konrades kratzte sich hinter dem Ohr.

„Donnerwetter," brach er endlich los, — „der Graf hat Recht und eine Schande ist's, daß wir alten Kerls uns das hier von dem jungen Herrn erst sagen lassen müssen. — Aber nun vorwärts!" rief er laut, — „thun wir, was noth thut, vertheilen wir uns und sammeln wir die Bürger, — hier der Sonntag, der versteht das, — er soll die Komites machen, — ich gehe zum Zeughaus." — Und er trat an den Grafen Wedel heran: „Sie sind echtes hannöverisches Blut, Herr Graf!" sagte er derb, „und Sie haben uns ordentlich die Meinung gesagt, aber es war recht — und Sie sollen sehen, daß die hannöverischen Bürger auf dem Fleck sind — und Du Alter da oben!" rief er,

indem er seine Mütze abnahm und zu dem hohen Erzbilde des Königs Ernst August emporsah, das in der Mitte des Platzes dastand, — „Du sollst sehen, daß der alte Konrades und die hannöverischen Bürger zu Deinem Sohne stehen.“

Er reichte dem Grafen die Hand, der sie herzlich schüttelte.

Alle die Bürger umher waren wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Verschwunden war aus ihren Gesichtern alle Unruhe und Bangigkeit, hoher Muth und Entschlossenheit leuchtete aus ihren Blicken.

Alle umdrängten den Grafen Wedel, als er in seinen Wagen stieg, und streckten ihm die derben, kräftigen Hände entgegen.

Schnell zogen die Pferde an, der Wagen rollte dahin, der Straße nach Herrenhausen zu. Nach kurzem Gespräch trennten sich die Bürger.

Eine Stunde später war die Physiognomie der Stadt eine völlig veränderte.

Keine flüsternden und zagenden Gruppen standen mehr auf den Straßen, — überall sah man lebhafte, freudige, geordnete Bewegung; Bürger aller Klassen, Arbeiter und Dienstmänner fuhren auf Wagen und Handkarren Waffen aus dem Zeughause zur Bahn, Andere brachten Ladungen von Viktualien aller Art,

theils zur Stärkung der durchpassirenden Truppen, theils zur Einschiffung für die Magazine. Die Frauen eilten über die Straßen mit leichtem Schritt und geschäftigen Mienen, um sich zu versammeln und ihre Wirksamkeit zu besprechen; die einflußreichsten Bürgerinnen gingen hinaus vor das Thor zu dem neuen prachtvollen Hause des Grafen Wedel, wo die Gräfin sie empfing und zu einem großen Komite vereinigte.

Der alte Konrades stand am Zeughause, half die Waffen verladen, bald ordnend, bald mit derbem Fluch einen Ungeschickten zurückweisend — und überall, sich vervielfältigend, heiser vom vielen Sprechen, noch blasser als sonst vor Aufregung, aber überall ermuthigend, ordnend, anregend, sah man den Kaufmann Sonntag in hastiger, aber fruchtbarer Geschäftigkeit.

So senkte sich der Abend auf die Stadt hernieder und die Sonne sank herab, welche zum letzten Male dem welfischen König in dem Schlosse seiner Väter geleuchtet hatte.

Es war neun Uhr, als der Regierungsrath Meding ernst und nachdenkend mit der Antwort auf die preußische Sommation in die große, durch zwei Reihen Gaslaternen hell erleuchtete Allee einbog und schnell dem Schloß Herrenhausen entgegenfuhr.

Als er am Portal des Schlosses ausstieg, zeigte

nichts die Unruhe und Bewegung, welche überall in der Stadt herrschte. Der Portier stand vor seiner Loge, die Lakaien in den scharlachrothen Livreen gingen mit leisen, unhörbaren Schritten auf dem weiten Vestibule umher, — nur auf allen Gesichtern lag tiefer Ernst.

Draußen auf dem Hof aber standen bespannte Fourgons mit angezündeten Laternen, welche von Unterbedienten mit Koffern beladen wurden.

Mit ängstlicher Spannung sah die Dienerschaft den ihnen bekannten Vertrauten des Königs zu dieser ungewöhnlichen Stunde in's Schloß treten, aber die strenge Gewohnheit des Dienstes verhinderte jedes Wort, jede hastige Bewegung und nur die besorgten, ängstlichen Blicke tauschten die unruhigen Befürchtungen aus, welche Jeden bewegten.

„Ist der König in seinem Kabinet?“ fragte der Regierungsrath.

„Seine Majestät ist bei Ihrer Majestät der Königin.“

Der Regierungsrath stieg schweigend die Treppe zum oberen Stockwerk hinan, auf welcher so oft um diese Stunde glänzende Uniformen und duftige Damentoiletten sich gedrängt hatten und welche jetzt so einsam und still im Lichte der strahlenden Kandelaber dalag.

Vor der Thür zu den Gemächern der Königin saß

der alte schneeweiße Kammerdiener Ihrer Majestät in seinem weiten Lehnstuhl, neben ihm stand der Kammerdiener des Königs.

„Melden Sie Seiner Majestät, daß ich da bin!" sagte Herr Meding.

Der Kammerdiener zögerte einen Augenblick.

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrath," sagte er, „wenn ich mir die Frage erlaube, ob wirklich der Krieg ausbricht und wir die Feinde hier haben werden?"

Der Regierungsrath Meding sah ihn traurig an.

„Es ist Ernst, mein lieber Mahlmann," sagte er, — „doch melden Sie mich schnell, es ist keine Zeit zu verlieren."

„O mein Gott, welche Zeiten!" rief der Kammerdiener des Königs, indem er hineinging, und der alte greise Diener der Königin bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Regierungsrath folgte dem Kammerdiener durch einen großen Vorsaal und trat unmittelbar darauf in den Salon der Königin.

Hier saß die königliche Familie um den Theetisch.

Der König trug die Generals-Campagne-Uniform und saß freundlich lächelnd und heiter neben der Königin, welche sich alle Mühe gab, die immer von Neuem hervorbrechenden Thränen zurückzudrängen. Neben der

Königin saß die junge siebenzehnjährige Prinzessin Marie, eine schmächtige Gestalt mit schön und edel geschnittenen Zügen und großen, blauen, schwärmerischen Augen, — weniger geübt in der Selbstbeherrschung als ihre Mutter, hielt sie die strömenden Thränen nicht zurück und führte oft das Batisttuch an die rothgeränderten Augen. Zur andern Seite des Königs saß seine ältere Tochter, die Prinzessin Friederike; blond, schlank und hochgewachsen wie ihre Schwester, trug sie des Vaters edlen, fürstlichen Ausdruck, und obgleich bescheiden und fern von aller Selbstschätzung, trug sie unwillkürlich in ihrem ganzen Wesen, in jeder Bewegung den Stempel der königlichen Würde ihrer Geburt. Sie weinte nicht, ihr großes, reines, blaues Auge blitzte kühn und stolz, und zuweilen biß sie die schönen Zähne auf die volle, frische Lippe, und wer in ihr Herz hätte sehen können, der hätte gewiß darin den Wunsch gefunden, lieber mit dem Vater hinauszuziehen in's Feld, als hier in Unthätigkeit zu Hause zu bleiben und in trauriger Einsamkeit die Nachrichten abzuwarten über das Schicksal der Armee und des Landes.

Gegenüber saß oder lehnte halb zurückgebogen der Kronprinz Ernst August, ein großer, lang aufgeschossener junger Mann von einundzwanzig Jahren. Kein Zug seines Gesichts erinnerte an seinen königlichen Vater.

Eine schmale, zurücktretende Stirn war fast ganz von glattem, glänzemdem, dunkelblondem Haar bedeckt. Die Nase, an der Wurzel tief eingedrückt, lag fast platt auf dem Gesicht und der große frische Mund öffnete sich mit einer gewissen Schwierigkeit bei den mühsam und langsam gesprochenen Worten. Schöne Zähne, glänzende und gutmüthige Augen gaben der ganzen Erscheinung des jungen Prinzen etwas Sympathisches.

Der Kronprinz trug die Uniform des Gardehusarenregiments, einen blauen Waffenrock mit silbernen Schnüren und biß mit den Zähnen die Nägel der linken Hand, während seine Rechte mit einem kleinen Dachshund spielte, der sich schmeichelnd an ihm aufgerichtet hatte.

Dieß war das Bild, welches sich dem Regierungsrath Meding bei seinem Eintritt darstellte.

Seufzend überblickte er die königliche Familiengruppe und näherte sich dem Könige.

„Guten Abend, mein lieber Meding," rief Georg V. in seinem gewöhnlichen Ton. — „Sie bringen die Antwort an Preußen, hoffentlich ist sie deutlich und bestimmt?" —

„Ich hoffe Eurer Majestät Willensmeinung wiedergegeben zu haben," sagte der Regierungsrath sich verneigend.

„Willst Du, daß wir Dich allein lassen?“ fragte die Königin.

„Nein!“ rief der König, — „euch Alle interessirt diese Sache ebensosehr wie mich. Der Regierungsrath wird die Güte haben, den Entwurf hier vorzulesen. Setzen Sie sich, mein lieber Meding, und lesen Sie.“

„Zu Befehl, Majestät!“

Herr Meding setzte sich dem König gegenüber, öffnete das zusammengefaltete Papier und las den Entwurf.

Der König lehnte sich zurück und bedeckte das Gesicht mit der Hand, wie es seine Gewohnheit war, wenn er aufmerksam einem Vortrag folgte.

Die Königin und Prinzeß Marie weinten leise, Prinzessin Friederike folgte mit gespannter Aufmerksamkeit und leuchtenden Augen jedem Wort.

Der Kronprinz spielte mit seinem Dachshund.

Langsam und mit scharfer Betonung las der Regierungsrath, nach jedem Satz anhaltend, den Entwurf vor.

Derselbe setzte in sehr ruhigen, gemäßigten Ausdrücken die Gründe auseinander, aus denen der König das auf die Reformbedingungen des Bundes gestützte Bündniß nicht annehmen könne, wiederholte die bestimmteste Versicherung der Neutralität, fügte die Er-

klärung hinzu, daß der König niemals gegen eine deutsche Macht fechten werde, es sei denn, daß die Grenzen des Königreichs angegriffen und er zur Vertheidigung gezwungen werde, und fügte den Ausdruck der Hoffnung hinzu, daß das so erwünschte bundesfreundliche Verhältniß zwischen Preußen und Hannover auch in diesen Tagen ungetrübt bestehen bleiben werde.

Schweigend hatte der König bis zu Ende zugehört.

Als der Regierungsrath geendet, erhob er das Haupt und sagte:

„Sie haben meine Gedanken auch dießmal vortrefflich wiedergegeben. Ich wüßte nichts hinzuzufügen und nichts davonzunehmen. — Müßte aber nicht," sagte er nach einem augenblicklichen Nachdenken, „die Ablehnung noch etwas bestimmter und schärfer ausgedrückt werden, damit man nicht etwa auf die Idee kommt, ich wolle noch über jene Reformvorschläge in Verhandlungen treten? Das wäre nicht würdig und nicht ehrlich gegen Preußen!"

„Ich glaube, Majestät," erwiederte der Regierungsrath, „daß über diesen Punkt die Fassung der Antwort keinen Zweifel übrig läßt. Den versöhnlichen und ruhigen Ton im ganzen Ausdruck werden aber Eure Majestät gewiß billigen, denn Allerhöchstdieselben

wollen ja, wenn es irgend möglich ist, den Frieden erhalten."

„Ja gewiß," rief die Königin lebhaft.

„Wenn es möglich ist," fügte der König hinzu, indem er tief Athem holte.

„Ich bitte, mein lieber Regierungsrath, lesen Sie den Entwurf noch einmal; verzeihen Sie, daß ich Sie so sehr quäle — aber die Sache ist ja wichtig genug, um sie zweimal zu überlegen."

„O ich bitte, Majestät," sagte der Regierungsrath und las die Antwort nochmals langsam vor.

„Es ist gut so," rief der König, als er geendet, — „ich habe nichts auszusetzen. — Was sagst Du dazu," fuhr er fort, sich zur Königin wendend, — „hast Du etwas zu bemerken? — ich bitte Dich — und euch Alle um eure Meinung, — ihr seid ja Alle im höchsten Grade dabei interessirt!"

„Es muß ja sein" — sagte die Königin mit erstickten Weinen.

„Und Du, Ernst," fragte der König, „hast Du etwas zu bemerken?"

„Nein!" erwiederte der Kronprinz seufzend, indem er seinen Dachshund auf den Schooß hob und ihm den Kopf streichelte.

„Und ihr Beiden?" fragte der König.

„Nein!“ erwiederte Prinzeß Friederike, indem sie stolz den Kopf erhob, — und „nein“ hauchte schluchzend ihre jüngere Schwester.

„Nun also ist die Sache erledigt!“ rief der König fast heiter. „Ich habe,“ fuhr er, sich an den Regierungsrath Meding wendend, fort, „auf den Vortrag meiner Generale befohlen, daß die Armee sich in Göttingen konzentriren soll, um von da nach dem Süden zu marschiren, und werde um zwei Uhr dahin abgehen. Ich bitte Sie, mein lieber Meding, zum General Brandis und zum Grafen Platen zu fahren und dieselben aufzufordern, um zwei Uhr zur Abreise bereit auf dem Bahnhof zu sein. Sie selbst bitte ich, sich ebenfalls bereit zu machen und mich zu begleiten, — ich werde Ihrer bedürfen, — Sie werden wenig Zeit haben?“ fügte er freundlich hinzu.

„O vollkommen genug, Majestät,“ erwiederte der Regierungsrath.

„Ich glaube,“ sagte der König zu seinem Sohne, „Du wirst die nöthigen Befehle geben müssen, daß nichts von Deiner Feldadjustirung vergessen wird. — Und Sie, mein lieber Regierungsrath, — geben Sie die Antwort, damit ich sie paraphire.“

Der Regierungsrath Meding nahm von dem nebenstehenden Schreibtisch der Königin eine Feder, reichte

sie dem König und legte dessen Hand auf den weißen Rand des gebrochenen Papiers.

Mit festem, kräftigen Zug schrieb der König seine Chiffre G. R.

„Setzen Sie darunter," sagte er, „die genaue Zeitangabe, damit man später sich erinnern könne, wann ich dieß entscheidende und bedeutungsvolle Schriftstück vollzogen habe."

Der Regierungsrath sah nach seiner Uhr. Sie zeigte zwölf Uhr zehn Minuten.

Er schrieb den Vermerk unter den Namen des Königs.

„Und nun bitte ich Eure Majestät um die Erlaubniß, zurückzukehren," sagte er, „denn die Zeit ist gemessen. — Erlauben nun Eure Majestät," fügte er hinzu, sich an die Königin wendend, „Ihnen meine treuesten und innigsten Wünsche für die schweren bevorstehenden Tage auszusprechen. Gott segne Eure Majestät und führe Alles glücklich vorüber!"

Die Königin neigte das Haupt, indem sie das Gesicht mit dem Tuch bedeckte.

„Auf Wiedersehen!" rief der König, und mit tiefer Verneigung verließ der Regierungsrath das Zimmer.

Im großen Vorsaal begegnete er einem jungen Mann in der Uniform der Garde du Corps, groß und

schlank gewachsen, mit freundlichen, lächelnden Zügen und offenen, klaren Augen, — es war der Prinz Georg von Solms-Braunfels, des Königs Neffe.

Er reichte dem Regierungsrath die Hand und rief: „Nun, lieber Meding, ist Alles entschieden, ist der Krieg beschlossen?"

„Ich trage die Antwort auf die preußische Note zurück!" sagte der Regierungsrath ernst, indem er auf das gefaltete Papier in seiner Hand deutete.

Der Prinz blickte einen Augenblick nachdenklich zu Boden.

„Wissen Sie," sagte er dann, — „wie Sie mir vorkommen? — Wie Dawison, der Sekretär der Königin Elisabeth, der das Todesurtheil fortträgt!"

Wehmüthig lächelnd antwortete der Regierungsrath: „Allerdings ist es ein schweres Blatt Papier, das da in meiner Hand liegt, — ein Todesurtheil vielleicht für viele tapfere Herzen, die heute noch fröhlich schlagen, — aber Gott sei Dank ist es nicht in meine Verantwortung gegeben, — ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen, welche mich schmerzlicher berührt, als irgend Jemand. — Auf Wiedersehen in Göttingen, Prinz," sagte er, sich mit schnellem Händedruck verabschiedend, — eilte die Treppe hinab und stieg in seinen schnell vorfahrenden Wagen.

Als er aus dem hellerleuchteten, goldverzierten Gitterthor des äußern Hofes fuhr, begegnete ihm eine lange Reihe Wagen, die nach dem Schlosse zu fuhren.

Es waren der Magistrat und die Bürgervorsteher der Residenz, welche kamen, um von dem König Abschied zu nehmen. Als die lange Wagenreihe aus der Allee her heranfuhr, dunkel abstechend gegen die Beleuchtung des Thors, machte sie den Eindruck eines langen schwarzen Leichenzuges — und unwillkürlich unter diesem Eindruck zusammenschauernd, lehnte sich der Regierungsrath in seinen Wagen zurück und fuhr in tiefen Gedanken der Stadt zu.

Während dieß im Schlosse zu Herrenhausen vorging, saß der Staatsminister Graf Platen in seinem Kabinet in dem großen Seitenflügel des königlichen Marstalls, den er bewohnte.

Eine kleine Lampe erleuchtete den mit Papieren und Briefen bedeckten Schreibtisch, vor welchem der Graf saß und das Haupt sinnend in die Hand gestützt hatte.

„Sollte es wirklich keinen Ausweg mehr geben?" rief er endlich, indem er aufstand und das Zimmer durchschritt, — „sollte die schöne Position, welche wir hatten, nicht wiederzugewinnen sein?"

Er blickte nachdenkend zum Fenster hinaus in die warme, sternenklare Sommernacht.

„Die Konzentration der Armee ist gut," sagte er, — „das zeigt unseren ernsten Willen, uns nicht unbedingt zu unterwerfen, — daß der König abreist, ist auch gut, — das erleichtert die Unterhandlungen. — Nun, ich glaube," rief er mit leichterem Ton, „man wird sich besinnen in Berlin, nachdem man diesen Schreckschuß abgefeuert hat, und wird zufrieden sein, wenn wir die Neutralität annehmen. — Jetzt sind wir ja auch gezwungen, — man kann uns in Wien nichts vorwerfen — und wenn Oesterreich siegt!" — Ein freudiges Lächeln flog über seine Züge und vor seinem Geiste schienen sich weite und lachende Bilder der Zukunft zu entrollen. —

Die Uhr auf seinem Schreibtisch schlug mit hellem Ton zwölf Schläge.

„Prinz Ysenburg!" meldete der eintretende Kammerdiener.

„Jetzt, um diese Stunde?" rief Graf Platen zusammenfahrend.

Und schnell aufstehend trat er dem preußischen Gesandten entgegen, welcher langsam und ernst in der geöffneten Thür erschien.

„Was bringen Sie Gutes zu später Stunde, lieber Prinz?" fragte er.

„Ob ich Gutes bringen kann, weiß ich nicht!" ant-

wortete der Prinz, ein kleiner, schmächtiger Mann von zweiundfünfzig Jahren, mit feinem, zierlich geschnittenen Gesicht und kleinem schwarzen Schnurrbart — indem er seine schwarzen Augen mit traurigem und fragendem Ausdruck auf den Grafen Platen richtete. — „Zunächst," fuhr er fort, „muß ich mir Ihre Antwort auf meine heute Vormittag übergebene Note erbitten, die ich angewiesen bin, bis zum Abend des heutigen Tages mitzutheilen. — Sie sehen," sagte er, seine Uhr hervorziehend, „daß ich meiner Instruktion die weitest mögliche Ausdehnung gebe, — es ist zwölf Uhr, der Tag ist zu Ende."

„Mein lieber Prinz," sagte Graf Platen, „ich habe die Note sogleich dem Könige mitgetheilt und die Antwort ist in diesem Augenblick bei Seiner Majestät; ich erwarte sie jeden Augenblick zurück und zweifle nicht, daß wir uns leicht verständigen werden."

Der Prinz schüttelte leicht den Kopf.

„Wenn die Antwort noch bei Seiner Majestät ist, so müssen Sie dieselbe doch kennen und ich muß" — er betonte dieß Wort — „Sie dringend bitten, mir den Inhalt mitzutheilen. — Ist die Proposition angenommen, sind Sie beauftragt, das vorgeschlagene Bündniß abzuschließen?"

„Sie werden einräumen," sagte Graf Platen, „daß

tiefgreifende Vorschläge, wie die Reformbedingungen des Bundes, eine Diskussion verlangen, zu welcher die Zeit —"

„Ich bitte Sie dringend, Graf Platen," sagte der Prinz, — „geben Sie mir nur auf den einen Punkt eine bestimmte Antwort, — auf Erörterungen mich einzulassen, habe ich keine Befugniß — hat der König das Bündniß angenommen oder nicht?"

„Nein —" sagte Graf Platen etwas zögernd, — „aber —"

„Dann erkläre ich Ihnen den Krieg!" sagte Prinz Ysenburg mit feierlichem Ernst.

Graf Platen blickte ihm starr in's Gesicht.

„Aber mein lieber Prinz —" rief er.

„Sie werden begreifen," sagte Prinz Ysenburg, „daß mir nach der eben abgegebenen Erklärung einzig und allein nur übrig bleibt, mein tiefes persönliches Bedauern auszusprechen, daß unsere langjährigen Beziehungen, an welche ich stets mit Freude zurückdenken werde, ein so trauriges Ende haben nehmen müssen. — Leben Sie wohl und bewahren Sie mir, wie ich Ihnen, ein freundliches Andenken!"

Und er reichte dem Grafen Platen die Hand, die dieser mechanisch ergriff, und ehe der Minister sich noch von seinem Erstaunen erholt, hatte der Gesandte bereits das Zimmer verlassen.

Kurze Zeit darauf trat der Regierungsrath Meding bei ihm ein und fand ihn noch unter dem Eindruck dieser Szene. Er brachte dem Minister den Befehl des Königs zum Aufbruch nach Göttingen und dieser theilte ihm die Kriegserklärung mit.

„Haben Sie noch immer daran gezweifelt?" fragte der Regierungsrath.

„Ich hielt es für unmöglich!" sagte Graf Platen, „doch hoffe ich, daß sich in Göttingen noch etwas thun lassen wird."

„Es wird sich nichts thun lassen, als so schnell als möglich nach Süddeutschland zu marschiren!" sagte der Regierungsrath, überließ den Minister seinen Reisevorbereitungen und entfernte sich schnell, um den General Brandis aufzusuchen.

Mit dem berliner Kurierzug war Herr Beckmann in Hannover angekommen und erfuhr zu seinem großen Mißvergnügen, daß er die durch Truppentransporte schon sehr verzögerte Reise erst fortsetzen könne, nachdem verschiedene Militärzüge, welche auf dem Bahnhofe formirt wurden, abgelassen sein würden.

Es war zwei Uhr Morgens.

Mißmuthig schlenderte er auf dem Perron hin und her, wickelte sich fröstelnd in seinen weiten Reisemantel,

rauchte seine Cigarre und blickte auf das geschäftige Treiben der Bahnhofsbeamten.

Da fuhr ein rangirter Zug mit pfeifender Lokomotive dicht am Perron vor, von wenigen Wagen gebildet, in der Mitte der große, in reicher Vergoldung glänzende königliche Salonwagen, von der Krone überragt.

„Was ist das?" fragte Herr Beckmann einen der geschäftig hin und her eilenden Schaffner.

„Der König geht nach Göttingen," antwortete dieser und eilte weiter.

Herr Beckmann trat an den Salonwagen und betrachtete denselben.

„Also richtig," sagte er, „der König geht wirklich fort, — aber," fuhr er fort, „wie eine Flucht sieht das noch nicht aus, — die Soldaten wenigstens scheinen gar keine Lust zum Fliehen zu haben."

Der Perron füllte sich trotz der frühen Morgenstunde mehr und mehr mit Menschen, welche still und ruhig daher kamen und erwartungsvoll auf den königlichen Zug blickten.

Da öffneten sich die großen Thüren der königlichen Wartezimmer und man konnte in denselben die Minister, eine Anzahl von Generalen, die Hofchargen, den Geheimen Kabinetsrath und den Regierungsrath Meding erblicken.

Alles verhielt sich schweigend und ernst.

Man hörte das Heranrollen mehrerer Wagen.

Eine Bewegung entstand unter den Herren in den Wartesälen und das Publikum auf dem Perron drängte sich zu den offenen Thüren.

Man sah den König eintreten in der Generalsuniform, gestützt auf den Arm des Kronprinzen, in der Uniform der Gardehusaren. Ihm folgten die Flügeladjutanten Oberstlieutenants von Heimbruch und von Kohlrausch, und der Rittmeister Graf Wedel.

Der König begrüßte ernst die zum Abschiede Versammelten, unterhielt sich mit den einzelnen Herren und reichte ihnen die Hand.

Der Generaldirektor der Eisenbahn trat ein und meldete, daß der Zug bereit stehe.

Der König und der Kronprinz traten auf den Perron und schritten zu dem geöffneten Wagen.

Alle Häupter entblößten sich und ein dumpfes Murmeln ging durch die versammelte Menge.

Dem Könige folgten die Herren seiner Begleitung. Die Menge drängte dicht an den Wagen heran.

Da erschien Georg V. am mittelsten Fenster, beugte sich heraus und sprach mit seiner lauten, klaren Stimme:

„Ich sage den Bürgern meiner Residenz Lebewohl, indem ich zu meiner Armee mich begebe, um einen un=

gerechten Angriff zurückzuweisen. Meine Königin und die Prinzessinnen vertraue ich eurem Schutze an, sie werden euer Schicksal theilen. Gott sei mit euch und unserer gerechten Sache!"

„Hoch lebe der König!" rief es aus der Menge, „auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Gott segne Eure Majestät!" — Tücher wehten und die Hüte hoben sich hoch in die Höhe.

In der vordersten Reihe aber stand Herr Beckmann, Thränen glänzten in seinen Augen, hoch erhob er seinen Hut und seine Stimme fiel laut in den allgemeinen Ruf ein, den die Bürger Hannovers dem scheidenden Könige nachriefen.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, die Lokomotive pfiff, — schneller rollten die Räder, — noch ein allgemeiner lauter Ruf: „Auf Wiedersehen!" und dahin brausten die Wagen, — der König hatte die Residenz verlassen.

Langsam entfernten sich die Generale und Hofchargen, langsam und schweigend zerstreute sich die Menge und nachdenklich schritt Herr Beckmann wieder auf dem einsamen Perron hin und her.

„Tiens, tiens," sagte er zu sich selbst, — „voilà le revers de la medaille. Was wird dieser Krieg Alles zerstören, — wie tief schneidet er in das mensch-

liche Leben in seinen Höhen und Tiefen! — Große Entscheidungen liegen im Schooße der heranrollenden Zukunft — ja, — aber auch Thränen, — ist doch selbst mein Auge feucht geworden bei diesem Abschied des Königs von seinem Volk. — Nun, was geschehen soll, wird geschehen, der Einzelne kann nichts dazu und nichts davon thun, — das Verhängniß reißt uns Alle fort!"

„Der Zug nach Köln wird abgelassen," sagte ein Schaffner, an ihn herantretend.

„Endlich!" rief Herr Beckmann freudig aufathmend, und bald führte ihn die zischende und pfeifende Lokomotive davon.

Zwölftes Kapitel.

König Georg V. war am 16. Juni früh Morgens in Göttingen angekommen und zu ihrem großen Staunen und nicht geringer Bestürzung erfuhren die Einwohner, welche am Abend vorher noch kaum einen wirklichen Begriff von dem hohen Ernst der Lage gehabt hatten, daß der Krieg ausgebrochen, der König im Gasthofe zur Krone angekommen und die Armee in der Zusammenziehung nach Göttingen begriffen sei.

Die Stadt der alten Georgia Augusta hatte kaum jemals so viel buntes und geräuschvolles Leben in ihren Mauern gesehen.

Unaufhörlich rückten durch die Thore der Stadt oder vom Bahnhofe her neue Truppen an und bezogen theils Quartiere in der Stadt, theils in den Dörfern der Umgebung.

Alle Soldaten hatten sich mit frischen Eichenreisern geschmückt, klirrend zogen die stolzen, herrlich berittenen

Kavallerieregimenter heran, rasselnd rollten die Batterieen über das Pflaster und lustige Lieder erklangen von allen Seiten aus den Reihen der kriegesmuthigen Schaaren.

Vor dem Gasthofe zur Krone war ein reges Leben. Ordonnanzen von den rothen Leibhusaren hielten dort, der Befehle gewärtig, Adjutanten kamen und gingen, Lakaien eilten geschäftig hin und her, Gruppen von Bürgern standen versammelt in leisem, flüsternden Gespräch und blickten neugierig hinauf nach den mittleren Fenstern des ersten Stockwerks, wo der König wohnte.

Wenn aber ein neues Regiment anrückte und kurz vor dem Anmarsch an das Hotel die Klänge des God save the King ertönten, dann öffnete sich oben das Fenster und der König erschien an demselben in der Generalsuniform und der Feldmütze, ernst und still, freundlich herabgrüßend zu den Truppen, die daherzogen, um seinem Feldruf zu folgen und deren Fahnen sich neigten vor dem königlichen Kriegsherrn. Jubelnd und brausend aber stieg der althannöverische Hurrahruf empor, daß die Fenster klirrten und das Herz des Königs freudiger schlug, denn man konnte es hören, daß dieser Ruf aus dem Herzen drang und daß die Soldaten, welche mit demselben ihren König begrüßten, ihr Blut freudig vergießen würden zu seiner Vertheidigung.

Gegen neun Uhr erschien der Senat der Universität, geführt von dem Prorektor, dem berühmten Staatsrechtslehrer Zachariä, in den schwarzen Talaren mit der Verbrämung in den Farben der Fakultäten, und die fast priesterlich dunkle Tracht der Vertreter der Wissenschaft, welche in dem Kriegsgetümmel den König zu begrüßen kamen, mischten sich mit den bunten, glänzenden Uniformen und trugen dazu bei, dem lebensvollen, wechselnden Bilde neuen Reiz zu verleihen.

Der König hatte die Professoren empfangen, hatte mit dem Generaladjutanten und dem General Gebser, welchen er zum Kommandeur der Armee bestimmt hatte, gearbeitet und saß allein in seinem Zimmer.

Sein Gesicht war bleich und ermüdet von der Unruhe und Aufregung des vergangenen Tages und der schlaflosen Nacht, aber hoher Muth und unbeugsame Entschlossenheit leuchtete aus seinen Augen.

Der Kammerdiener öffnete die Thür und meldete den Kronprinzen.

Freundlich lächelnd streckte der König seinem Sohne die Hand entgegen, welche dieser ehrerbietig küßte.

„Hast Du etwas geschlafen?“ fragte der König.

„Wenig,“ antwortete der Prinz, dessen Gesicht heute unter dem Eindruck des bewegten, rauschenden Treibens um ihn her etwas mehr Leben zeigte als sonst,

— „ich habe mit vielen Offizieren der heranziehenden Truppen gesprochen.“

„Ein herrlicher Geist in der Armee, nicht wahr?“ rief der König freudig bewegt, „es macht mich überaus glücklich, mich von solchen Truppen umgeben zu wissen!“

„Ja,“ antwortete der Prinz zögernd, — „der Geist ist vortrefflich, — aber —“

„Was aber?“ fragte der König gespannt und befremdet, — „hast Du irgend etwas bemerkt, das mit diesem Geist nicht übereinstimmte?“

„Der Geist ist ganz vortrefflich, Papa,“ erwiederte der Kronprinz langsam und etwas mit der Stimme anstoßend, als ob er die Worte nicht recht finden könne, — „aber — aber es ist kein rechtes Vertrauen in die Führung da!“

„Kein Vertrauen in die Führung!“ rief der König lebhaft aufstehend, — „beim Beginn des Feldzuges, — das wäre ja sehr schlimm!“

Er schwieg einen Augenblick.

„Bist Du dessen sicher?“ fragte er, — „wer hat Dir das gesagt?“

„Viele Offiziere,“ antwortete der Prinz, „vom Generalstab, — die Adjutanten, — und man hat mich dringend gebeten, es Dir zu sagen.“

„So?“ fragte der König, — „und zu wem hat man kein Vertrauen, — hat man die Namen genannt?“

„Doch,“ sagte der Prinz, — „man glaubt nicht, daß der General Gebser die richtige Energie für das Kommando im Felde habe, — auch sei sein Name nicht populär unter den Truppen, und auch General Tschirschnitz sei zu alt für die Strapazen des Krieges und zu sehr in den aktenmäßigen Bureaudienst eingelebt —“

Mit rascher Bewegung ließ der König seine Hand über den vor ihm stehenden Tisch gleiten und bewegte heftig die darauf stehende Glocke.

„Der Flügeladjutant vom Dienst!“ befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

Unmittelbar darauf trat der Flügeladjutant Rittmeister Graf Wedel, der Bruder des Schloßhauptmanns, in das Zimmer.

„Eure Majestät befehlen?“

„Mein lieber Wedel,“ sagte der König, „der Kronprinz theilt mir soeben, wie das seine Pflicht ist, mit, daß unter den Offizieren und den Truppen das Vertrauen zu dem General Gebser fehle, welchem ich das Kommando über die Armee zu übertragen beschlossen habe, und daß auch der Generaladjutant nicht das nöthige Vertrauen habe. Der Augenblick ist ernst, — sagen Sie mir als Offizier und mein Flügeladjutant

bei Ihrem Eid und Ihrer Pflicht, was Sie darüber wissen."

Graf Wedel, eine schöne, kräftige Männergestalt mit kurzem schwarzen Haar und schwarzen Vollbart, richtete sein großes, dunkles Auge voll und offen auf den König und antwortete mit fester, klarer Stimme:

„Was Seine Königliche Hoheit Eurer Majestät gesagt hat, ist, soweit ich Gelegenheit gehabt, mich über die Stimmung zu orientiren, — die volle Wahrheit!"

Der König saß einen Augenblick nachdenklich.

„Und Sie haben das von ernsten und tüchtigen Offizieren gehört?" fragte er.

„Von den Offizieren des Generalstabes," erwiederte Graf Wedel, „und mehreren andern Offizieren, die ich zu sprechen Gelegenheit gehabt."

„Und wer würde das Vertrauen der Armee als ihr Führer haben?"

„Der Generallieutenant von Arentschildt!" erwiederte Graf Wedel ohne zu zögern.

„Ich danke Ihnen," sagte der König ernst, „bitten Sie den General von Brandis und Graf Platen, zu mir zu kommen."

„Zu Befehl, Majestät!"

Und in militärisch dienstlicher Haltung verließ Graf Wedel das Zimmer.

„Das ist schlimm — sehr schlimm!“ sagte der König ernst und traurig, „denn eine Armee, die kein Vertrauen zu ihren Führern hat, ist halb geschlagen, — gut aber, daß ich noch zu rechter Zeit davon erfahren habe.“

Der Kronprinz war an's Fenster getreten und blickte zu den bunten Gruppen auf der Straße herab.

Die beiden Minister traten ein.

General von Brandis, lächelnd und ruhig wie immer, Graf Platen bleich und abgespannt.

„Meine Herren,“ sagte der König, „ich höre, daß die Persönlichkeiten des Generaladjutanten und des von mir gewählten Kommandeurs der Armee nicht das volle Vertrauen der Truppen haben.“

Er hielt inne.

„Es ist leider so, Majestät, — ich habe dasselbe hier von allen Seiten gehört,“ sagte Graf Platen.

„Und Sie, General Brandis?“

„Majestät,“ sagte der General mit seiner ruhigen Stimme, — „ich habe viele ähnliche Aeußerungen hier gehört, wie ich nicht leugnen kann, indeß, wenn man auf alle solche Aeußerungen, die in so aufgeregter Zeit gemacht werden, entscheidendes Gewicht legen wollte, so müßte man oft das Kommando wechseln. — Die Haupt=

sache scheint mir, daß gut kommandirt und rasch vorwärts gegangen wird.“ —

„Ich gebe gewiß nicht viel auf das, was hie und da gesprochen wird,“ sagte der König, „indeß dieß scheint mir ernst zu sein und ich möchte wahrlich nicht, daß die Armee ohne Vertrauen zu ihren Führern in's Feld rückte!“

„Gewiß, Majestät, ist die Sache ernst,“ sagte Graf Platen, — „es ist mir peinlich,“ — fuhr er fort, „hier in militärischen Dingen, die nicht zu meinem Ressort gehören, eine Meinung auszusprechen und Eure Majestät wissen, daß ich mich nicht durch Aeußerungen, die von einer oder der andern Seite kommen, beeinflussen lasse —“

General Brandis lächelte leicht.

„Hier aber,“ fuhr Graf Platen fort, — „liegt doch gewiß ein Fall vor, in welchem man den Aeußerungen der allgemeinen Stimmung Rechnung tragen muß.“

„Haben Sie auch den Generallieutenant von Arentschildt nennen hören?“

„Er wird allgemein genannt, Majestät!“ erwiederte Graf Platen.

General Brandis schwieg.

„Ich kenne Arentschildt wenig!“ sagte der König

nachdenklich, — „was denken Sie über ihn, General Brandis?“

„Herr von Arentschildt ist ein tüchtiger General und ein ehrenhafter Charakter,“ sagte der Kriegsminister.

„Halten Sie ihn für den Mann, um die Armee glücklich hindurchzuführen?“ fragte der König.

„Majestät, die Probe für einen General ist der Erfolg, — ich bin ein alter Feldsoldat und beurtheile den Soldaten nur im Felde.“

Der König stützte den Kopf in die Hand und saß lange schweigend da.

Endlich richtete er sich empor.

„Es gilt die Zukunft meines Hauses und meines Königreichs,“ sprach er ernst — „ich opfere alle persönlichen Wünsche und Rücksichten, wo jene großen Interessen in Frage kommen, — niemals würde ich es mir verzeihen, wenn durch einen begangenen Fehler der Erfolg in Frage gestellt würde, — es ist keine Zeit zu verlieren, — der Entschluß muß gefaßt werden. — Mein armer, braver Tschirschnitz,“ sagte er leise, das Haupt schüttelnd, — „es wird ein harter Schlag für ihn sein. — Wen würde man denn als Generaladjutanten mit Vertrauen begrüßen?“ unterbrach er sich.

„Man nennt den Oberst Dammers, Papa,“ sagte

der Kronprinz, der wieder vom Fenster zurückgetreten war und sich dem Könige genähert hatte.

„Oberst Dammers?" fragte der König.

„Ein tüchtiger und energischer Offizier," sagte der General Brandis, „ein Mann der That und des Entschlusses!"

„Ich habe mich mit ihm unterhalten," sagte Graf Platen, — „es ist ein sehr verständiger und intelligenter Mann, — ich habe ihm die Politik der letzten Zeit entwickelt und er sah vollständig deren Richtigkeit ein, — ich glaube —"

„Ist der Oberst hier?" fragte der König.

„Er war soeben im Hause," antwortete der Kronprinz.

Der König klingelte.

„Ich lasse den General Gebser und den Generaladjutant von Tschirschnitz bitten," sagte er seufzend.

Beide Herren traten ein.

General Gebser, eine hohe, elegante Gestalt mit kühnem Gesichtsschnitt, freiem Blick, leicht ergrauend an Haar und Schnurrbart; der Generaladjutant von Tschirschnitz trug einige Papiere in der Hand.

„Mein lieber General Gebser und Sie, mein Generaladjutant!" sagte der König mit bewegter Stimme, „ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden und einen

neuen Beweis Ihres Patriotismus und Ihrer Hingebung für mich und mein Haus von Ihnen zu fordern."

General Gebser blickte den König gerade und frei an, der alte Generallieutenant von Tschirschnitz richtete seinen Blick erstaunt von dem Papier, das er in der Hand trug, auf seinen Herrn, als begriffe er nicht, welche Beweise der Hingebung man von ihm noch erwarten könne.

„In einer Stunde wie diese," fuhr der König fort, „ist ein offenes, ehrliches Wort nothwendig. Ich höre, daß die Armee die Wahl, welche ich getroffen, indem ich Ihnen, mein General Gebser, das Oberkommando zu übertragen beschlossen, nicht mit der freudigen Zustimmung aufgenommen hat, welche sie verdient, und daß ein anderer Name populärer unter den Reihen der Soldaten ist. Auch," fuhr er fort, „höre ich, daß die Sorge allgemein ausgesprochen wird, Sie, mein lieber Generaladjutant, könnten bei Ihren vorgerückten Jahren zu sehr von den Strapazen dieses ohne Zweifel überaus mühevollen und anstrengenden Feldzuges angegriffen werden und es könnte dadurch vielleicht eine Unterbrechung des Dienstes eintreten, welche mitten im Marsch verhängnißvoll werden könnte. — Meine Herren," sagte er leiser, indem er den Kopf vorbeugte, als wolle er durch die sein Auge verhüllenden Schleier den Eindruck

wahrnehmen, welchen seine Worte hervorbrachten, — „Sie wissen, daß ich stets bereit bin, meine Person und alle persönlichen Rücksichten der Sache meines Landes zum Opfer zu bringen, — ich weiß, Sie denken wie ich und ich darf von Ihren treuen Herzen ein gleiches Opfer erwarten. Ich, Ihr König, der Ihre Verdienste und Gesinnungen hoch anerkannt und stets anerkennen wird, — ich bitte Sie, dieß Opfer zu bringen."

Der König schwieg, — ein tiefer Athemzug drang aus seiner Brust herauf.

Der General Gebser hob den Kopf stolz empor, ein Lächeln zuckte über seine Lippen. Bleich, aber ohne zu zögern, trat er einen Schritt gegen den König vor und sprach mit fester Stimme:

„Es war meine Pflicht, Majestät, auf meines Königlichen Kriegsherrn Befehl die Armee gegen den Feind zu führen und meinen Degen zur Vertheidigung des Vaterlandes zu ziehen. Es ist ebenso meine Pflicht, wenn Eure Majestät einen Würdigeren finden, diesem das Kommando zu übergeben. Ich danke Eurer Majestät für das mir geschenkte Vertrauen —"

„— Das keinen Augenblick erschüttert ist," fiel der König ein.

„Und ich hoffe," fuhr der General fort, „daß Derjenige, welcher an meine Stelle tritt, mit demselben

Eifer und derselben Hingebung Eurer Majestät und dem Vaterlande dienen möge, — ich weiß, daß dieß geschehen wird," fügte er hinzu, „denn er ist hannöverischer Offizier!"

Der König reichte ihm stumm die Hand, und festen Schrittes, ohne den Kronprinzen oder die Minister zu beachten, verließ der General das Zimmer.

Der Generaladjutant von Tschirschnitz biß in mächtiger Bewegung auf seinen weißen Schnurrbart — eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Majestät," sprach er langsam, „es ist nicht die Zeit und der Ort, die freundliche Theilnahme in ihren Motiven zu prüfen, welche so sorgsam mein Alter vor den Beschwerden des Feldzuges zu schützen sucht, — ich habe nichts weiter zu thun, als Eure Majestät um meine Entlassung vom Dienst als Generaladjutant zu ersuchen. Eure Majestät wissen, daß ich diese Entlassung schon erbeten habe und daß ich mich gern zurückziehe in die Stille, — daß dieß aber im gegenwärtigen Augenblick geschehen muß, in welcher die Armee gegen den Feind zieht, — das ist ein tiefer Schmerz für das Herz eines alten Soldaten. — Vielleicht hätte diese Erinnerung" — und er deutete auf die Waterloomedaille auf seiner Brust — „mir trotz meines Alters die Kraft gegeben, die Mühen des Feldzuges zu ertragen, — doch,

es ist ja ein Gesetz der Natur, daß die Alten den Jungen weichen müssen, — ich bitte Eure Majestät, Ihrem alten Generaladjutanten ein gnädiges Andenken zu bewahren.“ —

Die rauhe soldatische Stimme des alten Herrn versagte ihm.

Der König trat lebhaft auf ihn zu und breitete die Arme aus.

„Wir nehmen nicht Abschied, mein lieber Tschirschnitz!“ rief er, — „wir sehen uns hoffentlich glücklich und bald nach diesen schweren Kämpfen wieder und Sie werden mir noch lange Ihren bewährten Rath geben!“

Und er drückte den General an seine Brust.

„Nehmen Sie die Ernennung zum General der Infanterie als Beweis meiner Dankbarkeit und Zuneigung,“ sagte er weich.

Der General schwieg und verneigte sich.

„Eure Majestät erlauben,“ sagte er dann, „daß ich mich nach Hannover zurückziehe, — dem alten Invaliden wird der Feind nichts thun,“ fügte er bitter hinzu.

„Gehen Sie, lieber General,“ sagte der König, — „die Königin wird den Rath treuer Diener bedürfen.“

Der Kronprinz trat heran:

„Ich bitte Sie, Mama zu grüßen,“ sagte er freundlich.

„Leben Sie wohl, königliche Hoheit," erwiederte der General, „Sie sehen einen alten Diener Ihres Großvaters und Ihres Vaters scheiden — so sinkt die alte Zeit herab, möge die Zukunft neue Menschen bringen — aber die alte Treue bewahren."

Und der General verließ ebenfalls das Zimmer.

Der König athmete tief auf.

„So," rief er, „das Schwerste wäre gethan. — Jetzt die neuen Ernennungen — und Gott gebe, daß die Wahl eine glückliche sei. — General Brandis — wollen Sie die Patente vorbereiten," sagte er zum Kriegsminister gewendet, „und dafür sorgen, daß der General Arentschildt sich sogleich bei mir zur Uebernahme des Kommandos meldet, ebenso Oberst Dammers, um den Dienst als Generaladjutant anzutreten."

Der General entfernte sich ernst und schweigend.

Graf Platen näherte sich dem Könige und sagte:

„Graf Ingelheim war soeben angekommen, als Eure Majestät mich rufen ließen und er bittet um Audienz."

„Er soll kommen!" rief der König lebhaft.

Graf Platen ging hinaus und trat wenige Augenblicke darauf mit dem Gesandten des Kaisers Franz Joseph wieder herein.

Graf Ingelheim, ein großer, schlanker Mann von

achtundfünfzig Jahren, kurzem, graublonden Haar und vornehm freundlichen, bartlosen blassen Gesicht, trug einen schwarzen Anzug mit dem Stern des Guelphenordens und dem Maltheserkreuz.

„Es freut mich, mein lieber Graf, Sie hier zu sehen!“ rief ihm der König heiter entgegen, — „Sie haben also das Kriegsgetümmel nicht gescheut —?“

„Majestät,“ erwiederte der Graf, „mein kaiserlicher Herr hat mir befohlen, Eure Majestät nicht zu verlassen und Allerhöchstdieselben zur Armee zu begleiten, — ein Befehl,“ fügte er hinzu, „der mit meinen innigsten Wünschen übereinstimmt, denn abgesehen davon, daß es mich glücklich macht, Zeuge des heldenmüthigen Zuges der tapfern hannöverischen Armee zu sein, — so ist hier wie im österreichischen Lager die gleiche Sache — die Sache des Rechts und der deutschen Unabhängigkeit. — Ich bitte Eure Majestät also um die Erlaubniß, in Allerhöchstihrem Hauptquartier bleiben zu dürfen.“

„Mit tausend Freuden, mein lieber Graf, biete ich Ihnen die Gastfreundschaft meines Hauptquartiers,“ rief der König, — „Sie werden vielleicht,“ fügte er lächelnd hinzu, „bei Ihrer militärischen Campagne die Diners Ihrer diplomatischen Feldzüge entbehren müssen, indeß — à la guerre comme à la guerre! — Wir gehen großen Entscheidungen entgegen,“ fuhr er ernster fort.

„Die ohne Zweifel für Eure Majestät zu hohem Ruhm und zu dauerndem Glück ausfallen werden,“ sagte Graf Ingelheim lebhaft.

„Glauben Sie, daß es gelingen kann, Süddeutschland zu erreichen?“ fragte der König.

„Ich bin dessen gewiß,“ erwiederte der Graf, — „nach allen Nachrichten, die mir zugekommen sind, — ich habe soeben noch einen Brief vom Grafen Paar aus Kassel erhalten — ist die Straße frei und die wenigen preußischen Truppen, die dort sein können, werden nicht wagen, Eurer Majestät Armee aufzuhalten.“

„Ich wollte, die nächsten Tage wären vorüber,“ sagte der König düster, „die Sorge über den Ausgang des Zuges lastet schwer auf mir, und ich mag nicht daran denken, daß wir von überlegenen Kräften umringt werden könnten —“

„Die brave Armee wird sich durchschlagen, Majestät, wenn es nöthig ist,“ rief Graf Ingelheim, „ich zweifle nicht daran, ich habe sie auf der Reise hieher gesehen, — vor Allem aber denken Eure Majestät daran, daß Sie nicht allein stehen, — die große Entscheidung wird auf den sächsischen Schlachtfeldern fallen, und wenn der Kaiser erst dort geschlagen und gesiegt hat, dann werden Eure Majestät im Triumph wieder in Ihre Residenz einziehen!“

Der König schwieg.

„Die Hauptsache ist,“ sprach er nach einer Pause, „daß wir die Bayern erreichen, — wenn dieß gelingt, so ist die Armee gerettet und kann an der großen Entscheidung über Deutschlands Geschick frei mitwirken. Wir müßten genau wissen, wo die bayerische Armee steht.“

„Wie ich gestern gehört, sollen die bayerischen Vorposten nahe bei Eisenach und Gotha stehen,“ sagte Graf Ingelheim.

„Nun, dann wäre ja die Vereinigung nicht schwer! — wäre es aber nicht zweckmäßig, dem bayerischen Hauptquartier wissen zu lassen, wo wir stehen und wohin wir marschiren, damit sie dort demgemäß ihre Operationen einrichten können?“

„Ohne Zweifel, Majestät,“ fiel Graf Platen ein, — „sobald der neue Kommandeur und der Generalstab unseren Marsch werden festgestellt haben.“ —

„Mir scheint doch,“ sagte der König, „daß der schnellste Marsch und die geradeste Linie die einfache von den Verhältnissen selbst gegebene Vorschrift sei.“ —

„Ich weiß nicht,“ antwortete Graf Platen, — „es scheinen mir da sehr verschiedene Ansichten und Bedenken vorhanden zu sein, die sich nicht recht vereinigen lassen.“

„— Nicht vereinigen, — das verstehe ich nicht!“

rief der König, — „doch," — fügte er mit traurig schmerzlichem Ausdruck halb laut hinzu, — „das muß ich meinen Generalen überlassen! — Sorgen Sie jedenfalls dafür, Graf Platen, — daß vertraute und zuverlässige Personen auf die Straßen nach Süden gesendet werden, um genau zu erkunden, ob dort feindliche Truppen und in welcher Stärke vorhanden sind."

„Zu Befehl, Majestät!"

„Hat man Nachrichten von Hessen?" fragte der König.

„Ja, Majestät, bis gestern," sagte Graf Ingelheim, „der Kurfürst ist entschlossen, in Kassel zu bleiben, die Armee ist dem General von Lothberg übergeben und konzentrirt sich bei Fulda."

„Dorthin müßten wir also auch gehen," rief der König, denn mit der hessischen Armee vereint bilden wir ein Korps, das schon sehr ernsten Widerstand leisten und nicht so leicht aufgehalten werden kann."

Der Kammerdiener meldete den Kriegsminister.

„Der General Arentschildt und Oberst Dammers stehen zu Eurer Majestät Befehl," meldete der General Brandis, — „und hier sind die Ernennungspatente," fügte er hinzu.

„Lassen Sie die Herren kommen!" rief der König. — „Mein lieber Graf, wir sehen uns bei Tisch," und

er reichte dem österreichischen Gesandten die Hand, „im Campagnekostüme, wenn ich bitten darf, — Graf Platen, ich übertrage Ihnen die Sorge dafür, daß der Graf Ingelheim alle Bequemlichkeit findet, welche mein Hauptquartier bieten kann.“

Die beiden Herren traten ab; sie begegneten in der Thür die eintretenden Offiziere.

Der General von Arentschildt, eine nicht große, überaus magere Gestalt mit scharf markirten, etwas verwitterten Zügen und einem mächtigen grauen Schnurrbart, der lang über die Lippen herabhing, trat zuerst ein. Ihm folgte der Oberst Dammers, ein noch junger Mann, hochblond, von rothen, frischen Farben und raschen, energischen Bewegungen. Sein helles, blaugraues Auge fuhr mit sicherem, scharfen Blick über die Anwesenden und blieb dann erwartungsvoll auf dem Könige haften.

Ihnen folgte der General von Brandis.

„Meine Herren,“ sagte Georg V. ernst und mit einer gewissen stolzen Kälte, „ich habe Sie, wie Ihnen mein Kriegsminister mitgetheilt hat, zu den in diesem Augenblick für mich und das Vaterland wichtigsten Stellungen berufen — ich bin überzeugt, daß Sie das Vertrauen, welches man Ihnen allgemein entgegenträgt — und das ich Ihnen beweise,“ — fügte er hinzu, „voll-

ständig rechtfertigen werden. Ich bitte Sie nur, schleunig Ihre Geschäfte zu übernehmen, und Sie, mein General von Arentschildt, werden mir, sobald als irgend thunlich, über die Richtung unseres Vormarsches Ihre Meinung sagen!"

„Majestät!" rief der General und schlug sich schallend auf die Brust, „Majestät, dieß Vertrauen ehrt mich hoch, und was ein alter Soldat thun kann, um es zu rechtfertigen, wird geschehen. — Ich bitte Eure Majestät —"

„Was?" fragte der König.

„Mir den Oberst Cordemann zum Chef des Generalstabs zu geben."

Der König schwieg einen Augenblick.

„Also auch ein neuer Generalstabschef," sagte er halblaut. — „Es ist in der Ordnung," fuhr er fort, „daß Sie einen Generalstabschef nach Ihrer Wahl haben, — Oberst Dammers, fertigen Sie das Nöthige aus, und Sie, General Brandis, verständigen Sie den General von Sichart auf die schonendste Weise davon."

„Der General hat mich bereits ersucht, Eurer Majestät sein Abschiedsgesuch zu unterbreiten," antwortete Herr von Brandis.

„Der brave Mann!" rief der König, — „ich will

ihn nachher noch sehen und persönlich von ihm Abschied nehmen."

„Jetzt, meine Herren, an die Arbeit, — Ernst, ich bitte Dich, mir den Geheimen Kabinetsrath zu schicken."

Der Kronprinz und die Offiziere verließen das Zimmer.

Mit tiefem Athemzug lehnte sich der König in seinen Sessel zurück. Gedankenvoll lauschte er dem von unten heraufdringenden brausenden Geräusch von Stimmen und Schritten, in welches sich hie und da militärische Signale, Pferdegetrappel und Trommelschlag mischte, und leise sprach er vor sich hin:

„Nec aspera terrent!"

Der neu organisirte Generalstab installirte sich in der Aula der Universität und in rastloser Arbeit wurde dort die Mobilmachung und Marschfertigkeit der Armee vorbereitet.

Während so die ganze Stadt in fieberhafter Bewegung und Thätigkeit war, fuhr ein Wagen schnell dem Bahnhofe zu.

In demselben saß der alte General von Tschirschnitz mit untergeschlagenen Armen, finster vor sich hinblickend.

„Das also ist das Ende so langer Dienstzeit, be-

gonnen auf den Schlachtfeldern von 1813, durchgeführt durch lange Jahre voll Mühe und Arbeit, — und jetzt fortgeschickt vor dem Feinde, — warum? -- weil einige junge Offiziere, einige ehrgeizige Kletterer, die Bahn frei haben wollten und die Gelegenheit benützten, sich von der strengen und festen Zucht des alten Tschirschnitz los zu machen."

Er schnallte seinen Säbel ab und legte ihn auf den Rücksitz des Wagens.

„Da liege," sagte er finster, „du alte ehrliche Waffe, — du bist zu derb und zu gerade für diese Zeit und diese Generation, — schreiben werden sie viel; auch viel hin und her laufen, — Pläne machen, Ordres und vorzüglich Contreordres erlassen, — um den Soldaten aber werden sie sich nicht kümmern, marschiren werden sie nicht und schlagen, wenn es sein muß. — Nun," sagte er aufathmend, — „die Armee wird schlagen, die Truppen werden den Feind fassen, wenn sie ihn sehen, trotz aller Instruktionen und Theorieen, — das bin ich gewiß."

Er war am Bahnhof angekommen, und während er, den Säbel in der Hand, in einen der leeren Züge einstieg, die nach Hannover zurückkehrten, um neue Truppen zu holen, rangirte sich am Bahnhof klirrend und rasselnd das Cambridge-Dragoner-Regiment, unter dem

Befehl des Oberstlieutenants Grafen Kielmannsegge, der auf schnaubendem Pferde an der Spitze hielt, um das Regiment durch die Stadt in seine Quartiere in den vor Göttingen liegenden Dörfern Harste und Gladebeck zu führen.

Freundlich schaute der alte General von seinem Coupé hinüber nach den prächtigen, waffenschimmernden, muthstrahlenden Reitern.

Dann lehnte er sich mit wehmüthigem Lächeln zurück, — die Lokomotive pfiff und dahin brauste der Zug nach Hannover.

In demselben Augenblick schmetterten die Trompeten der Regimentsmusik durch die Lüfte, die Pferde hoben die Köpfe, die Reiter setzten sich fester in den Sattel, die Reihen schlossen sich und dahin zog das herrliche Regiment in die Stadt der Georgia Augusta.

Vor der vierten Schwadron ritt auf courbettirendem Pferde ein großer, schöner Mann, der Rittmeister von Einem, und neben seinem Zug sah man den Lieutenant von Wendenstein, frisch und strahlend im kriegerischen Waffenschmuck. Sein Auge leuchtete und man konnte ihm ansehen, daß nur die Gewohnheit des Dienstes ihn bewog, sein vorwärts strebendes Pferd in der Linie zu halten, — lieber wäre er dahingejagt in sausendem Ritt dem Feinde entgegen. Wohl klang in seinem Herzen

ein leiser, wehmüthiger Ton nach, wenn er des alten Hauses in Blechow gedachte, — des letzten Abends im Kreise der Seinen und des Liedes, das ihm so wunderbar in die Seele gegriffen hatte, — aber dieser Ton mischte sich harmonisch in die fröhlichen kriegerischen Fanfaren der Trompeten, in das Wiehern der Pferde und das Klirren der Waffen, — sein Auge blitzte dem Sonnenlicht entgegen und lächelnd flüsterten seine Lippen das hoffnungsvolle Wort: „Auf Wiedersehen!"

Das Regiment zog am Gasthofe zur Krone vorbei; mit schallendem Hurrah begrüßten die Schwadronen den König am Fenster — und dann zogen sie hinaus zum andern Thor den Dörfern zu, in denen sie bei den Bauern die herzlichste Aufnahme fanden, denn der hannöverische Kavallerist war zu allen Zeiten ein willkommener Gast bei dem hannöverischen Bauer, um wie viel mehr jetzt, wo die braven Reiter mit dem Könige in's Feld zogen!

Bei dem Dorfe Gladebeck stand die vierte Schwadron auf Vorposten.

Die Pferde waren gefüttert und mit Streu versorgt, — regelrecht nach allen Vorschriften des Dienstes und nach dem Herzen der Kavalleristen, die erst für die Pferde und dann für sich sorgen.

Ein lustiges Feuer brannte neben der Straße vom

Dorfe her am Fuße eines Hügels, von welchem aus man eine weite Ebene von Wiesen und Fruchtfeldern überblicken konnte. Von unten herauf leuchteten die Fenster der Bauernhäuser durch die laue Nacht herüber und von ferne schallten Stimmen, einzelne Signale und Pferdegewieher. Vom dunklen Himmel schimmerten die Sterne herab und der weiche, milde Nachtwind zog erfrischend nach der Hitze des Tages über die Felder hin.

Auf dem Hügel stand ein Reiterposten unbeweglich, den Karabiner am Schenkel.

Vor dem Feuer aber lagen auf reinem, hoch aufgeschüttetem Stroh zwei junge Offiziere, — die Lieutenante von Wendenstein und von Stolzenberg. In einem Feldkessel kochte brodelnd und prasselnd das Wasser; Cognac, Citronen und große Stücke Zucker waren reichlich vorhanden, und der Lieutenant von Stolzenberg, ein blühender, frischer junger Mann, bereitete in zwei silbernen Feldbechern das duftige, herzstärkende Getränk, welches Schiller zu seinem unsterblichen Liede begeisterte. Schinken, Brod und Würste lagen daneben und bewiesen, daß die Bauern von Gladebeck ihren Gästen geliefert hatten, was ihre Vorrathskammern vermochten.

Herr von Stolzenberg hatte das Getränk gemischt, gekostet und reichte seinem Kameraden den Becher, den er mit einem Stückchen Holz umrührte.

„Glaubt Ihr an Ahnungen, Wendenstein?“ fragte er.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ antwortete der Gefragte, indem er sich aus der völlig liegenden Stellung, in welcher er sich, den Blick zum Himmel gerichtet, befand, etwas aufrichtete, den Becher nahm und einen herzhaften Zug daraus that, — „das weiß ich wirklich nicht, — ich habe darüber noch niemals nachgedacht, — aber,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er den Becher vor sich auf die Erde stellte, „ich möchte wohl daran glauben, — denn wenn eine Ahnung ein gewisses unbestimmtes Gefühl ist, das uns durchdringt und uns eine Art Spiegelbild der Zukunft erblicken läßt, so muß meine Zukunft sehr schön und sehr hell sein; mir lacht Alles so froh und lustig entgegen und ich möchte vor reinem Vergnügen meilenweit in die Nacht hineinreiten. — Seht Ihr, Stolzenberg,“ sagte er, indem er eine Cigarre aus seiner Tasche nahm und mit einem kleinen Messer sorgfältig die Spitze abschnitt, — „es ist doch eine wahre Freude, daß der langweilige, öde Garnisonsdienst ein Ende hat und wir nun hinausziehen in's Feld, in den wirklichen, wahrhaftigen Krieg, alter Freund, so eine Nacht wie diese im Bivouak unter freiem Himmel ist doch das Herrlichste, was ein Soldat wünschen kann, — gebt mir eine Kohle für meine Cigarre!“

Herr von Stolzenberg reichte ihm ein glimmendes Stück Holz, an welchem jener mit aller Sorgfalt eines Feinschmeckers im Gebiet des Rauchens seine Cigarre anbrannte, deren feiner Duft alsbald in leichten Wölkchen durch die Luft zog.

„Doch, was sprecht Ihr von Ahnungen, Stolzenberg?" fragte er dann, — „ist Euch etwa eine Ahnung passirt?"

Herr von Stolzenberg schürte langsam mit einem eichenen Ast das Feuer und blickte sinnend in die Glut.

„Ja," sagte er ernst.

„Nun, nun," rief Herr von Wendenstein, „Ihr sagt das ja mit einer Stimme, wie der steinerne Gast, — sprecht ernsthaft und erzählt mir etwas davon. — Vorher aber trinkt noch einen ordentlichen Schluck, — Ihr wißt, irgend ein Philosoph hat gesagt, die Ahnungen kämen aus dem Magen — und für den Magen ist nichts besser, als ein paar Zoll hoch vernünftiges Getränk darin."

Herr von Stolzenberg kam der wohlmeinenden diätetischen Verordnung seines Freundes bereitwillig nach und sprach dann, wieder ernst in das Feuer blickend:

„Wißt Ihr, — ich scheue mich eigentlich, davon zu sprechen, denn es ist Nichts, — wenn Ihr wollt, — mir ist weder ein Geist erschienen, noch habe ich einen

Traum gehabt, noch sonst irgend etwas, was sich bestimmt beschreiben läßt. — Als ich ganz fertig aus meinem Zimmer ging, um zu Pferd zu steigen, da fuhr mir plötzlich eine eisige Kälte wie ein elektrischer Schlag durch alle Glieder und es war, als ob eine Stimme in mir sprach: Du kehrst nicht zurück. Der Eindruck war so mächtig und so plötzlich, daß ich einen Augenblick wie festgebannt stehen blieb. Dann aber war eben so plötzlich Alles vorüber, so daß ich kaum wußte, was mir geschehen war."

„Unsinn ist es!" sagte Herr von Wendenstein, der sich, den Kopf auf dem linken Arm, wieder ganz zurückgelegt hatte und den Blick nach den Sternen richtete, — „ich bleibe dabei, Euer Magen ist in Unordnung, natürlich auch — bei dem frühen Aufstehen und der Unruhe des Tages vorher. — Ihr werdet die Dosis Punsch verdoppeln müssen."

„Und noch einmal," sagte Herr von Stolzenberg sinnend und ohne auf den Scherz seines Freundes einzugehen, „hatte ich dasselbe Gefühl. — Als wir heute bei der Krone in Göttingen vorbeizogen, der König vom Fenster herabgrüßte und unsere Leute wie rasend Hurrah schrieen, da erhob ich den Säbel, um zu salutiren — und in demselben Augenblick durchfuhr mich abermals jene eisige Kälte und abermals rief es in mir: Du

kehrst nicht zurück! — und der König auch nicht," — fügte er dumpf und trübe hinzu.

„Mensch, seid Ihr rasend?" rief Herr von Wendenstein und richtete sich mit kräftigem Ruck empor, — „ahnt für Euch, soviel Ihr wollt, wenn Euch das Vergnügen macht, aber laßt den König aus dem Spiel, — thut mir wenigstens den Gefallen und sprecht zu Niemand von Euren Hallucinationen!"

Herr von Stolzenberg blickte vor sich hin.

„Wenn es sein soll" — sagte er halb leise — „nun in Gottesnamen, — kommt es zum Schlagen, so werden ja manche brave Soldaten fallen und es ist ja unser Loos so — ein schöner, ehrlicher Reitertod, das ist ja Alles, was man wünschen kann — nur keine langen Leiden und nicht zum Krüppel geschossen werden."

„Ich antworte Euch nicht mehr," sagte Herr von Wendenstein, — „das sind zu dumme Gedanken beim Ausrücken in's Feld. — Aber," fügte er hinzu, indem er sich halb aufsetzte und dem Kameraden gerade in's Gesicht blickte, — „ich will Euch auch eine Confidence machen."

Und halb scherzhaft, halb in glücklicher Erinnerung lächelnd, sagte er:

„Ich glaube, ich bin verliebt!"

„Ihr?“ rief Herr von Stolzenberg lachend, — „das wäre nicht zum ersten Mal, — übrigens ist der Moment schlecht gewählt.“

„Warum?“

„Weil ein ordentlicher Reiter, wenn er in's Feld rückt, keine Gedanken zurücklassen soll! — Vorwärts heißt es — und ein Verliebter ist ein schlechter Soldat.“

„Das versteht Ihr nicht,“ sagte Herr von Wendenstein, — „im Gegentheil, es macht so glücklich, wenn man hinauszieht, dem Kampf entgegen, zu denken, daß ein Herz für uns schlägt, uns folgt mit guten Gedanken und Wünschen, — und wenn man etwas Tüchtiges ausführen kann, — stolzer schlägt im Gedanken an den braven Reiter — und dann nachher, — wenn man zurückkommt, — o es muß sehr schön sein!“

„Wenn man zurückkommt,“ — sagte Herr von Stolzenberg düster, — „doch,“ fügte er in heiterem Tone hinzu, „wer ist denn Eure neue Flamme?“

Die mit träumerischem Ausdruck zu den Sternen aufgeschlagenen Augen des Herrn von Wendenstein richteten sich wie erstaunt auf seinen Freund und mit etwas verletztem Ton sagte er, indem er sich wieder ganz in das Stroh zurückwarf:

„Neue Flamme! — was das für ein Ausdruck ist, — übrigens werde ich Euch das nicht sagen!“

„Dann ist es Ernst," erwiederte Herr von Stolzenberg, — „und jetzt muß ich Euch ein ordentliches Glas Punsch verordnen, — denn ich bleibe dabei, die Liebe ist eine Krankheit, besonders wenn man in's Feld zieht." —

Herr von Wendenstein antwortete nicht, sondern fuhr fort, aufmerksam den Lauf der Sterne zu beobachten, welche ja in diesem Augenblick auch hinabfunkelten auf das alte Haus in Blechow, auf die alten Bäume und die wohlbekannten Fluren und Föhrenwälder, auf das Pfarrhaus und die blühenden Rosenbeete — und leise summte er vor sich hin:

„Wenn Menschen auseinander geh'n, —
So sagen sie: Auf Wiederseh'n!"

„Halt, wer da!" rief der Posten auf dem Hügel und schlug den Karabiner an.

Die beiden jungen Offiziere sprangen im Nu auf.

Ein offener Halbwagen mit zwei Extrapostpferden kam schnell die Straße herauf und hielt auf den Ruf des Postens.

In einem Augenblick waren die beiden Offiziere am Schlage. Einige Dragoner erschienen in kurzer Entfernung.

„Wen haben wir hier?" fragte Herr von Stolzenberg in den Wagen hineinblickend, in welchem eine Ge=

stalt im Mantel saß, — „man passirt die Vorposten nicht!“

Ein junger Mann mit offenem frischen Gesicht warf den Mantel zurück und bog sich zum Schlage heraus, die Offiziere begrüßend.

„Es ist Alles in bester Ordnung, meine Herren,“ sprach er lächelnd, — „ich bin der Kanzlist Duve, vom Grafen Platen und dem General von Arentschildt abgeschickt, um eine Depesche des Grafen Ingelheim an den Baron Kübeck nach Frankfurt zu bringen und zugleich die hessische Armee zu suchen, um ihr Nachrichten von uns zu bringen, damit wir uns mit ihr vereinigen können. — Hier sind meine Depeschen und hier die Ordre zum Passiren der Vorposten.“

Der Lieutenant von Stolzenberg trat mit dem Passirschein an das Licht des Feuers, las denselben und gab ihn dann dem Herrn Duve zurück.

„Es ist in voller Ordnung,“ sagte er dann. „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und guten Erfolg, — schaffen Sie uns bald die Hessen und wo möglich die Bayern herauf!“

„Was ich thun kann, wird geschehen,“ erwiederte der Kurier.

„Stolzenberg,“ rief Herr von Wendenstein, „gebt ein Glas Punsch her! Da, mein Herr,“ sagte er,

„nehmen Sie das mit in Ihrem Magen, — es wird Ihnen gut thun in der Nacht, — wer weiß, wo Sie wieder etwas bekommen!"

„Auf gute Wache!" sagte Herr Duve und leerte den gebotenen Becher.

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon und die beiden Offiziere kehrten zu ihrem Feuer zurück.

Nach kurzer Zeit rief der Posten abermals an — Schritte ertönten von der andern Seite des Hügels, — die Parole wurde gegeben und den schnell aufgesprungenen Offizieren trat der Rittmeister von Einem entgegen.

Die Lieutenants salutirten, — Herr von Stolzenberg meldete: „Nichts Neues, ein Kurier durchpassirt mit Depeschen und richtigem Passirschein."

„Gut, meine Herren," sagte der Rittmeister, — „es ist Alles in bester Ordnung, — doch nun," — fügte er heiter lächelnd hinzu, — „lassen Sie den Dienst und geben Sie mir ein Glas von Ihrem Getränk und etwas zu essen, denn ich habe bis jetzt so viel mit den Pferden und Leuten zu thun gehabt, daß ich noch nichts für mich gefunden habe!"

Die Offiziere beeilten sich, dem Rittmeister ein Souper anzubieten, wie es ihr einfacher, aber reichlicher Vorrath erlaubte, und dazu brauten sie ihm ein so

duftiges und würziges Glas Punsch, wie er es besser nicht im tiefen Frieden hinter dem behaglichsten Theetisch hätte finden können.

„Ja,“ sagte Herr von Einem, indem er sich, bequem auf das Stroh niedergestreckt, eine Cigarre anzündete, — „so in den ersten Tagen ist das noch Alles sehr schön und bequem, — aber später, nach einiger Zeit, — da werden wir auch solchen Punsch nicht mehr trinken — und solche Cigarren nicht mehr rauchen.“

„Um so besser!“ rief Herr von Wendenstein lustig, „da werden wir unsern Humor und unsern lustigen Reitersinn auf die Probe stellen, — aber Herr Rittmeister, — werden wir bald marschiren, — eben passirte ein Kurier zur hessischen Armee durch, — mir scheint, um uns mit der zu vereinigen, müßten wir marschiren, die Hessen können doch nicht wieder herauf kommen!“

„Ob wir marschiren werden?“ sagte der Rittmeister seufzend, — „ja davon weiß ich nichts, — vorläufig sieht es noch nicht darnach aus — der hohe Generalstab sitzt und arbeitet und geschrieben wird — und wieder geschrieben, — wenn wir marschiren, das weiß ich nicht.“

„Um den General von Tschirschnitz thut es mir aber doch leid,“ sagte Herr von Stolzenberg, — „es war ein alter derber Herr — und manchmal war nicht gut mit ihm Kirschen essen, — aber altes Schrot und Korn

steckte drin, — warum ist er denn eigentlich fortgeschickt?"

„Graf Kielmannsegge, der vor einer Viertelstunde hier war," sagte der Rittmeister, „hat mir erzählt, die Armee habe kein Vertrauen mehr in seine Dienstfähigkeit."

„Nun, man hielt ihn ja schon lange für etwas gebrechlich," bemerkte Herr von Wendenstein, „im Dienst war aber nichts davon zu merken, — wenn man je etwas damit zu thun hatte. — Wie ist denn Oberst Dammers, der neue Generaladjutant?"

„Ich kenne ihn wenig, — es soll ein energischer Mann sein. — Doch das sind Alles Dinge, die uns nichts angehen, — die Kavallerie ist noch von dem alten Schlage, — wo der Feind ist, da geht man hin und schlägt ihn oder fällt, — Punktum!"

Und er that einen großen Zug aus seinem Glase.

„Gott gebe, daß die neuen Besen da oben gut kehren — und daß wir bald vorwärts gehen."

Er stand auf.

„Gute Nacht und gute Wache, meine Herren, auf Wiedersehen morgen, und hoffentlich auf dem Marsch!"

Die Offiziere salutirten, — langsam schritt der Rittmeister in die Dunkelheit dem Dorfe zu.

Herr von Stolzenberg und Herr von Wendenstein aber beschlossen, abwechselnd Jeder eine Stunde zu schlafen,

während der Andere wachen würde, — so sank die Mitternacht herab und still ward es bei den Vorposten, während in Göttingen immer neue und neue Truppenzüge ankamen, Beurlaubte, Reservisten und ungediente junge Leute aus dem ganzen Lande zusammenströmten, um in die Armee eingereiht zu werden.

Der neue Generalstab arbeitete die ganze Nacht, es wurde viel debattirt und geschrieben in der großen Aula der Georgia Augusta und endlich beschlossen, daß die Armee vier Tage in Göttingen bleiben müßte, um sich marschfertig zu machen.

— Vier Tage ist eine lange Zeit, wenn die Ereignisse nach Stunden zählen! —

Dreizehntes Kapitel.

Und in der That rückten die Ereignisse in jenen denkwürdigen Tagen nach Stunden vor und die Geschichte machte in Stunden so viel Schritte auf ihrem die Welt umgestaltenden Wege, wie sonst in Jahren.

Vom Norden her rückte der General von Manteuffel herab, der General Vogel von Falckenstein besetzte Hannover und übernahm die Verwaltung des Landes, dessen Beamten der König erlaubt und befohlen hatte, in ihren Stellungen zu bleiben, der General Beyer konzentrirte sein in Hessen zersplittertes Korps, der General von Seckendorf besetzte von Magdeburg her Nordhausen, von Erfurt aus rückte ein Theil der Besatzung und eine Ausfalls-Batterie nach Eisenach und vereinigte sich dort mit den Truppen des Herzogs von Koburg-Gotha, um diesen Uebergangspunkt der hannöverischen Armee nach dem Süden zu verschließen.

Die Befehle flogen von Berlin an die Truppenkommandanten und eine rasche und einheitliche Bewegung

vollzog sich bei allen preußischen Armeeabtheilungen, dahin zielend, die Knotenpunkte eines Kreises festzulegen, welcher die hannöverische Armee einschloß und der sich immer dichter und fester zusammenzog.

Es blieb nur die freilich natürlichste und geradeste Straße nach Fulda offen.

Diese tapfere, von wunderbarem Geiste beseelte Armee aber lag in Göttingen und der nächsten Umgegend.

Der Generalstab arbeitete Tag und Nacht, um sie marschfertig zu machen. Wohl brausten die jüngeren Offiziere und Mannschaften vor Ungeduld, vorwärts zu gehen — und begriffen nicht, daß die Regimenter, welche aus ihren Standquartieren in so unerhörten Märschen nach Göttingen gekommen waren, nicht marschfertig sein sollten, um von da auf der nach allen Meldungen völlig offenen Straße nach dem Süden weiter zu gehen, — wohl schüttelte der alte General Brandis den Kopf und meinte, es sei wohl besser, mit der nicht marschfertigen Armee durchzubrechen, als mit der marschfertigen eingeschlossen zu werden, — wohl meinte er, daß des großen Wellington Truppen nach reglementmäßigen Begriffen oft sehr wenig marschfertig gewesen seien und doch marschirt wären, geschlagen und gesiegt hätten, — wohl biß der König die Zähne zusammen vor Ungeduld, — er

konnte nichts thun, der Herr, dem des Himmels Hand das Augenlicht genommen, als fragen und antreiben und immer wieder fragen und antreiben.

Der Generalstab aber in der Aula der Georgia Augusta bewies dem braven General von Arentschildt, daß nach allen bestehenden Reglements die Armee noch nicht marschiren könne, — die Reglements lagen vor und der Generalstab hatte Recht, — und der General von Arentschildt meldete dem König, daß die Armee noch nicht marschiren könne.

Auch wartete der Generalstab auf das Vorrücken der Hessen und Bayern zur Vereinigung mit der hannöverischen Armee.

Der König mußte warten, verzehrte sich in stiller Ungeduld in seinen Zimmern im Gasthof zur Krone.

Die Truppen in ihren Quartieren und Kantonnements mußten warten, und ihre Ungeduld war nicht still, sondern machte sich Luft in lauten und derben Flüchen, und am lautesten und lebhaftesten war die Ungeduld bei den Kavallerieregimentern, deren Pferde wiehernd den Boden scharrten und deren Mannschaften meinten, sie dürften nur in den Sattel springen, um so marschfertig zu sein als irgend ein Kavallerist der Welt.

Alles wartete.

Graf Platen wartete auf eine Rückäußerung des

Prinzen Ysenburg. Er hatte die Erklärung auf die preußische Sommation von Göttingen aus an den Prinzen geschickt und hoffte, daß sich auf Grund derselben irgend eine Negoziation anbahnen lassen würde. — Aber am zweiten Tage kam die Erklärung selbst zurück, — zwar eröffnet, — aber mit der kurzen und kalten Bemerkung des Prinzen Ysenburg, daß nach der Kriegserklärung seine diplomatischen Funktionen aufgehört hätten und daß er daher nicht in der Lage sei, Schriftstücke des hannöverischen Ministers anzunehmen.

So wartete Alles und immer glühender wurde die Ungeduld der nicht marschfertigen Armee, — aber es war so Vieles versäumt und ungeordnet gelassen, wie die neue Armeeleitung fand und vortrug, — daß trotz alledem und alledem — nicht marschirt werden konnte.

Der Kurier Duve hatte seinen Weg, ohne einem preußischen Soldaten zu begegnen, fortgesetzt, er hatte das kurhessische Hauptquartier nicht in Fulda, sondern in Hanau gefunden, dort hatte ihm der General von Loßberg erklärt, er könne keine Dispositionen treffen, da der Prinz Alexander von Hessen bereits das Kommando übernommen habe, — übrigens sei die kurhessische Armee immobil.

Der Kurier war weiter geeilt, hatte in Frankfurt dem österreichischen Bundespräsidialgesandten Baron

Kübeck die Depesche des Grafen Ingelheim übergeben und von Herrn von Kübeck ein dringliches Schreiben an den Prinzen Alexander von Hessen erhalten, der sich in Darmstadt befand. Er hatte dem Prinzen mündlich alle Nachrichten über die Stellung der hannöverischen Armee gegeben, welche diesem völlig unbekannt war. Prinz Alexander sendete die Botschaft, daß er die Bayern, welche bei Schweinfurt standen, ersuchen wolle, schnell nach Norden vorzugehen; daß das achte Armeekorps über Fulda auf Eschwege schleunigst vorrücken solle, um der hannöverischen Armee die Hand zu reichen; daß endlich die kurhessische Brigade als Scheindemonstration von Hanau nach Gießen vorgeschoben werden solle.

Man erwartete also im Hauptquartier des Prinzen Alexander, daß die hannöverische Armee eiligst auf der Straße nach Fulda herabkommen, die kurhessische Brigade aufnehmen und sich mit dem achten Armeekorps vereinigen würde. Die Straße nach Fulda war frei und man hätte dort höchstens einzelnen Abtheilungen des zersplitterten Korps des Generals Beyer begegnen können, welche wahrscheinlich einen Kampf gar nicht aufgenommen hätten.

So rechnete man im Hauptquartier des Prinzen Alexander.

Anders aber beschloß der neue hannöverische Generalstab in der Aula der Georgia Augusta. Es waren

Meldungen theils von Reisenden, theils von ausgeschickten Kundschaftern gekommen, daß sechzigtausend, achtzigtausend, ja hunderttausend Mann preußische Truppen auf der fuldaer Straße ständen, und so wurde denn beschlossen, diesen Weg nicht zu nehmen und mitten in das preußische Gebiet und zwischen die preußischen Armeen hineinzumarschiren, um über Heiligenstadt und Treffurt nach Eisenach zu kommen, dort die Bahn zu überschreiten und die Bayern zu erreichen, von welchen man keine Nachricht hatte, aber bestimmt annahm, daß sie dort stehen würden.

Vergebens schüttelte der alte General von Brandis wiederum den Kopf und bemerkte in seiner kurzen Weise, daß eine Armee, welche sich durchschlagen wolle, sich immer scharf an den Feind halten müsse, — wenn daher preußische Truppen auf der Straße nach Fulda ständen, so sei es nach den sehr praktischen Grundsätzen der Wellington'schen Kriegführung geboten, dorthin zu marschiren, — jedenfalls habe man mehr Chance, dort den Feind zu werfen und den Süden zu erreichen, als sich aus dem Kesseltreiben herauszuziehen, in welches man sich hineinbegeben wolle.

Der Generalstab beschloß einstimmig den Marsch nach Heiligenstadt und der König genehmigte diesen Marsch.

So brach denn endlich die Armee am 21. Juni Morgens um vier Uhr auf und ein einstimmiger Jubelruf durch alle Quartiere und Kantonirungen begrüßte den Marschbefehl.

In musterhafter Ordnung wie zur Parade zogen die tapfern Brigaden aus. Etwa um fünf Uhr verließ der König Göttingen, zum Abschied begrüßt von dem Senat der Universität und den Civilbehörden.

Es war ein glänzender und prachtvoller Zug, der da in das Morgenlicht hinauszog, in das preußische Gebiet hinein.

Eine halbe Schwadron des Cambridge-Dragoner-Regiments deckte als persönliche Schutzwache den königlichen Kriegsherrn.

Auf hohem, prachtvollem weißen Pferde, dem an kaum sichtbarem, feinem Leitseil der Major Schweppe von den Gardekürassieren die Richtung gab, ritt Georg V. in der stolzen, ritterlichen Haltung, welche zu Pferde seine Erscheinung so besonders königlich und imposant machte, ihm zur Seite der Kronprinz in der Gardehusarenuniform auf leichtem, kleinem Pferde. Ihn umgab das zahlreiche Gefolge vom Militär und Civil, — der alte einundsiebenzigjährige General Brandis hatte den Wagen zurückgewiesen, Graf Ingelheim ritt in grauem Anzug und hohen Ecuyerstiefeln neben dem König; —

der glänzenden Kavalkade folgte des Königs sechsspännigger Reisewagen mit Stangenreitern und Piqueurs, sodann eine Reihe anderer Wagen für das Gefolge, Handpferde, Stallmeister und Lakaien.

Wo der königliche Zug vorbeikam an den marschirenden Truppen, da ertönte lautes, jubelndes Hurrah und alle diese frohen und muthigen Soldatenherzen schlugen höher, wenn sie ihren König in ihrer Mitte sahen.

Der heldenmüthige, aber strategisch etwas räthselhafte Zug der Hannoveraner, auf welchen damals die Augen nicht nur von Deutschland, sondern von Europa gerichtet waren, gehört der Geschichte an und ist in den Schriften über den Krieg von 1866 ausführlich erzählt. Späterer Zeit wird es vorbehalten bleiben, die verschiedenen unerklärlich erscheinenden Wendungen, welche die Armee machte, vielleicht zu erklären, welche in Heiligenstadt den Marsch auf Treffurt wieder aufgab und über Mühlhausen nach Langensalza ging, von dort fast unter den Kanonen von Erfurt vorbei auf Eisenach zog und dann plötzlich, nachdem dieser Ort schon so gut wie genommen war, anhielt, weil ein Parlamentär des Herzogs von Koburg-Gotha ohne Legitimation im hannöverischen Hauptquartier erschien. Um diese Mission aufzuklären, war der Major von Jacobi vom hannöveri-

schen Generalstabe nach Gotha geschickt worden, hatte dort, getäuscht über die Zahl der bei Eisenach stehenden preußischen Truppen, den hannöverischen Obersten von Bülow telegraphisch zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert, und dieser hatte, der Aufforderung Folge leistend, seine Truppen vor Eisenach zurückgezogen und einen vorläufigen Waffenstillstand zwischen den sich gegenüberstehenden Truppen geschlossen.

Als daher — sagt der offizielle Bericht über diese Vorgänge — der kommandirende General von Arentschildt mit der Erwartung, Eisenach sei genommen, gegen acht Uhr Abends auf jenem Punkt erschien, sah er sich einer vollendeten Thatsache gegenüber, welche seinen Plan vereitelte, den Absichten Seiner Majestät des Königs widersprach, aber in welche noch einzugreifen sowohl der Abschluß des Waffenstillstandes, als auch die einbrechende Nacht ihn verhinderte.

Der Major von Jacobi wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen regelrechte Durchführung durch die späteren Ereignisse unmöglich ward.

Die Annahme des Parlamentärs, die mit ihm und dem Herzog von Koburg mitten in der militärischen Aktion begonnenen Verhandlungen, der Rückzug vor Eisenach erzeugten in Berlin die Ansicht, daß der König unterhandeln wolle, und König Wilhelm von Preußen,

stets von dem Wunsche beseelt, einen blutigen Zusammenstoß mit den Hannoveranern zu vermeiden, sendete seinen Generaladjutanten von Alvensleben in das hannöverische Hauptquartier, das sich am 25. Juni in Groß-Behringen auf der Straße nach Eisenach befand.

Inzwischen war während des durch die vorläufigen Negoziationen mit dem Herzog von Koburg veranlaßten Stillstandes der hannöverischen Armee Eisenach durch Zuzüge preußischer Truppen so stark besetzt worden, daß es schwer erschien, diesen Platz noch zu nehmen.

General von Alvensleben meldete sich in Groß-Behringen als Bevollmächtigter Seiner Majestät des Königs von Preußen, um „die Befehle Seiner Majestät des Königs von Hannover entgegen zu nehmen". Die Unterhandlungen drehten sich um den von dem hannöverischen Kriegsrath gemachten Vorschlag, den hannöverischen Truppen ohne Kampf und Blutvergießen freien Durchzug nach dem Süden zu gestatten unter der Bedingung, eine bestimmte Zeit lang nicht gegen Preußen zu fechten. Preußischerseits wurde diese Zeit auf ein Jahr bestimmt und bestimmte Garantieen und Pfänder verlangt. Der König von Hannover nahm die so gestellte Bedingung nicht an, es wurden jedoch auch die Verhandlungen nicht abgebrochen, vielmehr ein Waffenstillstand geschlossen und der König versprach seine defi-

nitive Antwort bis zum 26. Morgens zu geben. Als am 26. früh der König den Oberstlieutenant Rudorff vom Generalstabe nach Berlin absendete, wurde dieser von dem General Vogel von Falckenstein, der sich in Eisenach bereits befand und dort fast zwei Divisionen vereinigt hatte, nicht weiter befördert und zugleich erklärte der General Vogel von Falckenstein, daß er von einem Waffenstillstand nichts wisse und angreifen werde.

Die hannöverische Armee war dadurch in eine sehr bedenkliche Lage gerathen. Der König, welcher die Nacht in Groß-Behringen zugebracht hatte, bezog am 26. früh wieder sein Hauptquartier im Schützenhause zu Langensalza.

Weit vor der Stadt, rückwärts von der eisenacher Straße, liegt das Schützenhaus, ein großes, hübsches Gebäude, ein großer freier Platz vor der Vorderfront, dem gegenüber sich das große, schöne Posthaus erhebt. Hinter dem Hause liegt ein großer Garten, von hoher Mauer und bedeckten Gängen umgeben, eine weite Veranda bildet die Vermittlung zwischen dem Hause und dem Garten.

Vor dem Schützenhause stand ein Doppelposten, auf dem Platz sah man die königlichen Equipagen, Offiziere aller Truppenabtheilungen kamen und gingen, die Adjutanten und Ordonnanzen des kommandirenden

Generals, welcher sein Hauptquartier in der Stadt hatte, eilten hin und her, um dem Könige Nachrichten zu bringen, — Alles war Leben und militärische Bewegung.

Die Armee war um Langensalza konzentrirt und aus den Quartieren in eine Defensivstellung gebracht, da die Nichtanerkennung des Waffenstillstandes seitens des Generals Vogel von Falckenstein jeden Augenblick einen preußischen Angriff besorgen ließ. Zwar hatte der General später, als ihm die Verhandlungen mit dem Generaladjutanten von Alvensleben bekannt wurden, den Waffenstillstand zu respektiren erklärt, — indeß die defensive Gefechtsstellung der hannöverischen Armee war beibehalten worden.

Der König saß in seinem Zimmer. Tiefer Ernst lag auf seinen Zügen. Der alte General von Brandis stand neben ihm.

„Mein lieber Brandis,“ sagte der König düster, — „ich fürchte, wir befinden uns in einer schlimmen Lage!“

„Leider bin ich dessen gewiß, Majestät!“ erwiederte der General.

„Ich fürchte,“ fuhr der König fort, „diese unglücklichen und unklaren Verhandlungen haben nur dazu gedient, die preußischen Kräfte, die uns gegenüberstehen, zu verstärken und unsere Stellung zu verschlimmern. Ohne diese Verhandlungen hätten wir Eisenach genom-

men und wären jetzt vielleicht schon in Sicherheit mit den Bayern vereinigt.“ —

„Ganz gewiß,“ sagte der General trocken, — „Eure Majestät werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ fuhr er fort, „daß ich mich stets sehr entschieden gegen diese Art von Verhandlungen ausgesprochen habe. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach muß man entweder verhandeln oder marschiren, Beides zusammen geht nicht. — Auch begreife ich nicht, wohin diese Verhandlungen führen sollten. Ich verstehe den Angelpunkt derselben nicht. Durchmarsch nach dem Süden mit der Verpflichtung, eine gewisse Zeit nicht gegen Preußen zu fechten —“

„Zwei Monate,“ — fiel der König ein.

„Welche Bedeutung kann das haben?“ — fuhr der General fort, — „welchen Empfang würden wir in Süddeutschland finden, wenn wir dort ankämen und sagten: Hier sind wir, Verpflegung und Quartier brauchen wir, — aber schlagen dürfen wir nicht! — Ich wüßte wahrlich nicht,“ sagte er mit einer gewissen Bitterkeit, — „was ich als kommandirender General der süddeutschen Truppen zu einer solchen Ueberraschung sagen sollte. Ich glaube, dann wäre es besser gewesen, in Hannover zu bleiben!“

Ein leichter Zug von Unmuth flog über das Ge-

sicht des Königs, verschwand jedoch sogleich wieder und freundlich, aber ernst sprach er:

„Aber mein lieber Brandis, der kommandirende General und der Generalstab haben mir vorgetragen, daß die Armee ohnehin durchaus nicht schlagfertig und zu militärischen Operationen ernster Natur nicht tüchtig sei, daß sie, wenn es gelänge, nach Süddeutschland durchzubringen, wenigstens acht Wochen bedürfe, um in schlagfertigen Zustand gebracht zu werden! Darauf hin bin ich auf jene Verhandlungen eingegangen, — wie konnte ich anders?“

„Ich wage gewiß nicht,“ sagte der General, „Eurer Majestät Entschließungen und Handlungen zu beurtheilen, aber ich kann nur immer wiederholen: — diese Theorieen des Generalstabs verstehe ich nicht. Ein Generalstab, der als Resultat seiner Arbeiten immer nur Negationen produzirt und Rückwärtsbewegungen vorschlägt? — Vorwärts wollen wir doch, Majestät!“ rief er, „und um vorwärts zu kommen, muß man marschiren. Das Vorwärtsmarschiren kräftigt die Armee, — das Stillliegen ermüdet sie, das zwecklose Hin- und Hermarschiren aber wird sie schließlich demoralisiren.“

Der König schwieg und seufzte tief.

„Majestät,“ fuhr der General warm und lebhaft fort, — „es gibt nur noch einen Weg der Rettung, —

das ist der schleunige Vormarsch auf Gotha. Die Preußen erwarten nach den bisherigen Operationen, daß wir bei Eisenach den Uebergang über die Eisenbahnlinie bewirken wollen, — dort haben sie ihre Kräfte zusammengezogen. — Lassen Eure Majestät unverzüglich nach Gotha aufbrechen und in forcirtem Marsch vorgehen, — wir werden dort wenig Widerstand finden und durchbrechen. Wir haben neunzehntausend Mann, lassen wir viertausend liegen, so erreichen wir — dafür stehe ich — immer noch mit fünfzehntausend Mann Süddeutschland, bringen dort eine wesentliche Hülfe und erhalten vor Allem Eurer Majestät Fahne im Felde. Wenn wir hier warten," fuhr er traurig fort, „so muß es böse enden."

„Aber die Verhandlungen mit Alvensleben —" sagte der König zögernd, — „Graf Platen hofft noch immer ein Resultat —"

„Welches Resultat?" rief General von Brandis, — „die Resultate der beiderseitigen Negoziationen sind bis jetzt wahrlich nicht glänzend gewesen —"

„Der Minister Graf Platen!" meldete der Kammerdiener.

Auf den Wink des Königs trat Graf Platen ein.

„Majestät," rief er, „der preußische Oberst von Döring ist als Parlamentär von Berlin eingetroffen

und bringt eine Depesche des Grafen Bismarck, — es scheint doch, daß man in Berlin weiter verhandeln will —"

„Lassen Sie den Obersten kommen!" sagte der König, indem er aufstand.

General Brandis zuckte die Achseln und trat an's Fenster.

Graf Platen führte den preußischen Stabsoffizier ein.

„Oberst von Döring," meldete dieser, indem er in dienstlicher Haltung an den König herantrat, „befehligt, eine Depesche Seiner Excellenz des Ministerpräsidenten Grafen Bismarck vorzulesen!"

„Ich bin bereit zu hören, Herr Oberst!" erwiederte der König.

Der Oberst öffnete ein Papier, das er in der Hand trug.

„Ich muß Eurer Majestät zuvor bemerken," sagte er, — „daß ich meinen Auftrag für thatsächlich erledigt halte, da ich hier die Verhandlungen abgebrochen und die Truppen des Generals Vogel von Falckenstein bereits im Begriff gefunden habe, anzugreifen."

„Dann kann also Ihre Mittheilung nichts mehr nützen?" sagte der König kalt.

„Erlauben mir Eure Majestät immerhin, meinen Befehl auszuführen."

„Es könnte doch —" fiel Graf Platen ein.

„Lesen Sie, Herr Oberst!“ sagte der König.

Der Oberst las langsam die Depesche vor, welche eine wörtliche Wiederholung der durch den Prinzen Ysenburg am 15. übergebenen Sommation enthielt und ein Bündniß auf Grund der preußischen Reformbedingungen vorschlug.

„Glaubt denn dieser Mann,“ rief der König, als der Oberst geendet, „daß ich jetzt —“

„Eure Majestät,“ sagte der Oberst Döring mit fester Stimme, „bitte ich unterthänigst, allergnädigst bedenken zu wollen, daß ich als preußischer Offizier über den preußischen Ministerpräsidenten Ausdrücke nicht anhören kann —“

„Ist er nicht ein Mann wie wir alle?“ fragte der König mit Hoheit, — „glaubt der Graf Bismarck,“ — fuhr er fort, — „daß ich jetzt im Felde, an der Spitze meiner Armee, Bedingungen eingehen kann, welche ich in meinem Kabinet in Herrenhausen zurückgewiesen habe, daß ich jetzt meine Armee gegen Oesterreich marschiren lassen würde?“

„Könnte man nicht vielleicht eine kurze Bedenkzeit —“ bemerkte Graf Platen.

„Ich habe keinen Befehl, eine solche anzunehmen,“ sagte der Oberst von Döring.

„Und ich bedarf sie nicht,“ fuhr der König fort,

„um Ihnen meine Antwort zu geben. Sie ist dieselbe wie früher und heißt auf diese Vorschläge einfach: Nein. — Ich habe die Hand zu Verhandlungen geboten, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden und dem Bedruck der Einwohner vorzubeugen; auf dieser Basis gibt es für mich keine Unterhandlung, — das Verhängniß mag seinen Weg gehen, — ich kann nichts mehr thun, es aufzuhalten. — Ich danke Ihnen, Herr Oberst, und hätte gewünscht, Ihre Bekanntschaft bei einer erfreulicheren Gelegenheit gemacht zu haben. — Sorgen Sie, meine Herren," fuhr er zu dem General Brandis und dem Grafen Platen gewendet fort, „daß der Oberst zu den Vorposten geleitet wird."

Oberst von Döring grüßte militärisch und verließ mit den beiden Ministern das Zimmer des Königs.

Vor dem Hause ging Graf Ingelheim gedankenvoll auf und ab und blickte von Zeit zu Zeit mit gespanntem Ausdruck nach den Fenstern des Königs herauf. Gruppen von Offizieren standen umher und unterhielten sich lebhaft. Man wußte, daß ein preußischer Parlamentär beim Könige, und alle diese jungen kampfesmuthigen Offiziere fürchteten nichts mehr, als daß ohne zu schlagen kapitulirt werden könnte.

„Man könnte sich ja nicht mehr in der hannöverischen Uniform sehen lassen," rief ein junger Offizier des

Garderegiments mit kindlich frischem Gesicht, indem er mit dem Fuß auftrat, „wenn wir hier, ohne den Degen zu ziehen, eingefangen würden wie in einer Mäusefalle. Da marschiren wir seit vierzehn Tagen hin und her und warten bald auf Bayern, bald auf Hessen und kommen nicht vorwärts. Was erwartete man nicht Alles von diesem neuen Kommando — und nun?"

Auf raschem Pferde sprengte ein blutjunger Offizier in der Uniform der Gardejäger heran, den Stern der Kommandeure des Ernst-August-Ordens auf der Brust; er sprang vom Sattel, gab sein Pferd einem herbeieilenden Reitknecht und trat zu der Gruppe der Offiziere.

„Nun, Prinz," rief der Lieutenant vom Garderegiment, „woher kommen Sie so eilig?"

„Ich bin etwas zu den Truppen hinausgeritten," antwortete der Prinz Hermann von Solms-Braunfels, der jüngste der Neffen des Königs, indem er den Versuch machte, einen leicht auf der Oberlippe keimenden Flaum mit den Fingern zu fassen, — „ich bin in Verzweiflung, daß der König mich trotz meiner dringenden Bitten hier zum Hauptquartier kommandirt hat, und von Zeit zu Zeit muß ich einmal hinaus in das freie Lagerleben, um frische Luft zu schöpfen. Wo stehen Sie, Herr von Landesberg?" fragte er den Gardeoffizier.

„Vorläufig hier in Langensalza," antwortete dieser,

„und ärgere mich über das Stillsitzen, das uns der Generalstab auflegt. Der König sollte einmal uns hören, alle jungen Offiziere der Armee, — er würde sich bald überzeugen, daß die Armee marsch- und schlagfertig ist.“

„Das weiß Gott!“ rief ein Offizier der Gardehusaren, indem er seinen langen Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ, „ich begreife überhaupt nicht, wozu man einen Generalstab hat, denn solche Märsche, wie wir sie gemacht haben, die können wir auch allein zu Stande bringen. — Ich habe einmal eine alte Geschichte von Kreuzfahrern oder einem ähnlichen Korps gehört,“ sagte der Gardehusar derb, — „die ließen eine Gans vor sich hergehen und folgten der Marschroute, die dieß Federvieh angab. — Das war noch viel einfacher und billiger, — jetzt ziehen sie dem armen Thier die Federn aus und schreiben damit Tag und Nacht, — und was Gescheidteres kommt auch nicht dabei heraus.“

„Doch, da kommt der Parlamentär zurück!“ rief Herr von Landesberg und die Offiziere näherten sich dem Schützenhause, aus dessen Thür der Oberst Döring, vom General von Brandis und Graf Platen begleitet, heraustrat.

Während General von Brandis den Wagen des Obersten heranrief und eine Bedeckung von vier Dragonern kommandiren ließ, verabschiedete sich Graf Platen

höflich von dem Obersten und eilte auf den Grafen Ingelheim zu, der ihm erwartungsvoll entgegentrat.

„Es war wieder die Sommation vom 15.,“ rief der Minister dem Gesandten des Kaisers von Oesterreich zu.

„Und?“ fragte Graf Ingelheim.

„Natürlich ist sie sofort abgewiesen!“ rief Graf Platen.

„Nun ist also das Stadium dieser unglücklichen Verhandlungen definitiv zu Ende?“ sagte Graf Ingelheim, indem er mit einer gewissen Erleichterung dem davonrollenden Wagen des Obersten von Döring nachsah.

„Es ist zu Ende,“ sagte Graf Platen und ein leichter Seufzer entstieg seiner Brust.

„Wissen Sie, lieber Graf,“ fuhr der Gesandte fort, „daß die Lage nach meiner Ansicht eine sehr ernste ist? Sie sind hier in einen Winkel zwischen die preußischen Armeen gedrängt und ich sehe in der That nur einen Ausweg, das ist der schleunigste Marsch auf Gotha.“

„Ja — der König ist ja so bereit als möglich, vorwärts zu gehen, — aber der Generalstab —“

„Um's Himmels willen!“ rief Graf Ingelheim lebhaft, — „wenn nur Seine Majestät seine alten Offiziere behalten hätte, ich glaube gewiß, daß Tschirschnitz nicht fortwährend rückwärts gegangen wäre.“

„Ja," sagte Graf Platen achselzuckend, „in militärischen Dingen ist es schwer für mich, etwas zu thun, in Göttingen war der Wunsch allgemein —"

„Allgemein ist der Wunsch, zu handeln und zu marschiren, — sehen Sie dort jene Gruppe von Offizieren, die werden gewiß meiner Meinung sein," und er deutete auf den Kreis, in welchem der Lieutenant von Landesberg soeben seine Freude über die Abreise des Parlamentärs und die Hoffnung auf eine baldige Aktion aussprach.

Prinz Hermann verließ die Offiziere und trat zu den Grafen Platen und Ingelheim.

„Kommt jetzt kein Parlamentär wieder?" fragte er.

„Nein, mein Prinz," rief Graf Ingelheim, — „ich hoffe, es war der letzte —"

Ein Extrapostsignal schmetterte lebhaft die Straße herauf und in raschem Trabe fuhr ein geschlossener Wagen mit einem Diener in Reiselivrée auf dem Bock heran.

„Was ist das?" rief Graf Platen erstaunt und alle Blicke richteten sich auf den Wagen, der vor dem Hause hielt. Der Diener sprang herab und öffnete den Schlag.

Ein alter Herr im Reisekostüm, in einen weiten Havelock gehüllt, das weiße Haupt mit einer schwarzen

Mütze bedeckt, stieg langsam aus dem Wagen und blickte sich suchend nach allen Seiten um.

„Persiany!" rief Prinz Hermann.

„Mein Gott, Persiany!" rief Graf Platen erstaunt, aber mit freudigem Ausdruck und eilte schnellen Schrittes dem Gesandten des Kaisers von Rußland am hannöverischen Hofe entgegen.

„Was will er hier?" fragte Graf Ingelheim und eine finstere Wolke flog über sein Gesicht.

„Es ist jedenfalls ein gutes Zeichen für die Stellung Rußlands," sagte der Prinz, „und," fügte er lächelnd hinzu, — „jedenfalls ist es kein Parlamentär!"

„Wer weiß," murmelte Graf Ingelheim.

Und sein Blick folgte forschend dem Grafen Platen, welcher Herrn von Persiany entgegengetreten war.

„Endlich finde ich Sie, mein lieber Graf!" rief der Gesandte des Kaiser Alexander, ein alter Herr mit scharf markirten Zügen und lebhaften dunkeln Augen, welche aber jetzt den Ausdruck der höchsten Abspannung trugen, — „Gott sei Dank, daß diese entsetzliche Reise zu Ende ist." —

Und er reichte seine vor Ermattung zitternde Hand dem Minister.

„Sie glauben nicht, was ich ausgestanden habe," fuhr er fort, indem er den Mantel abnahm, — „in diesen

schrecklichen Wagen, immerfort aufgehalten durch die Truppenbewegungen, ohne Schlaf, ohne vernünftige Nahrung — in meinen Jahren —"

„Nun," sagte Graf Platen, — „jetzt sollen Sie etwas Ruhe haben, — „viel können wir Ihnen auch nicht bieten, denn an Bequemlichkeit ist unser Hauptquartier nicht reich —"

„Doch vor Allem," — unterbrach ihn Herr von Persiany, — „wo ist Seine Majestät, ich bitte sogleich um eine Audienz, — ich komme auf Befehl meines allergnädigsten Herrn und Kaisers —"

Graf Platen blickte erstaunt und gespannt auf und erwiederte:

„Kommen Sie mit mir, ich werde Sie sogleich Seiner Majestät melden!"

Er reichte dem vor Erschöpfung zitternden alten Herrn den Arm und stieg mit ihm die innere Treppe des Schützenhauses herauf.

Im Vorzimmer des Königs sank Herr von Persiany matt auf einen Stuhl.

Graf Platen trat in das Zimmer des Königs, der auf dem Kanape ruhte.

Der Geheime Kabinetsrath saß bei ihm und las einige eingegangene Meldungen vor.

„Verzeihen Eure Majestät die Störung!" rief der

Minister, — „Herr von Persiany ist auf Befehl des Kaisers Alexander hier und bittet Eure Majestät, ihn zu empfangen.“

Georg V. erhob sich, ein freudiger Ausdruck belebte seine Züge.

„Wie?“ rief er lebhaft, — „und was bringt er? — lassen Sie ihn kommen!“

Graf Platen führte den russischen Gesandten in das Zimmer.

„Willkommen im Lager, mein lieber Herr von Persiany!“ rief der König und streckte dem Eintretenden seine Hand entgegen.

Der alte Herr ergriff dieselbe und sprach mit zitternder Stimme:

„Mein Gott, Majestät, welche Zeiten, — welcher Schmerz für mich, Eure Majestät unter solchen Verhältnissen wieder zu sehen!“

Seine Hand zitterte und eine Thräne blinkte in seinem Auge.

„Herr von Persiany ist sehr erschöpft von der Reise, Majestät!“ sagte Graf Platen.

Der König ließ sich auf das Sopha nieder und rief:

„Setzen Sie sich, Herr von Persiany, bedürfen Sie einer Erfrischung? — Lieber Lex, suchen Sie ein Glas Wein zu schaffen!“ —

„Ich danke, — ich danke unterthänigst, Majestät sind zu gütig," sagte der alte Herr, indem er wie gebrochen in einen Stuhl sank, — „ich werde nachher etwas finden, — jetzt lassen Eure Majestät mich vor Allem aussprechen, daß der Kaiser, mein allergnädigster Herr, mir befohlen hat, mich zu Eurer Majestät in's Hauptquartier zu begeben und Sie seiner freundschaftlichsten Theilnahme zu versichern."

„Der Kaiser ist sehr gütig," sagte der König, — „und ich erkenne darin die Freundschaft, welche er mir stets bewiesen hat und welche ich von ganzem Herzen erwiedere."

„Der Kaiser hat mir befohlen," fuhr Herr von Persiany tief Athem schöpfend und mühsam die Worte hervorstoßend fort, „mich Eurer Majestät zur Disposition zu stellen, da er voraussetzt, daß Verhandlungen mit Preußen stattfinden würden und daß vielleicht die freundliche Vermittlung eines neutralen, beiden Souveränen befreundeten Monarchen —"

Des Königs Stirn umwölkte sich.

„Die Verhandlungen, welche stattgefunden haben, sind abgebrochen!" sagte er.

„Mein Gott!" rief Herr von Persiany, „so wäre ich zu spät gekommen!" und er sank wie gebrochen von dem Gedanken, daß seine anstrengende Reise umsonst

gewesen sein könne, in sich zusammen. — Sollte es denn gar nicht möglich sein," rief er, die zitternden Hände faltend, — „einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden, — der Kaiser glaubt sicher zu wissen, daß der König von Preußen eine Verständigung dringend wünscht — und wenn Eure Majestät —"

„Mein lieber Herr von Persiany," sagte der König, „ich wüßte in der That nicht, wie ich Verhandlungen wieder beginnen sollte, nachdem man mir unmittelbar vor Ihrer Ankunft wiederum die unannehmbare Sommation vom 15. gestellt und ich dieselbe abermals zurückgewiesen habe."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Herr von Persiany, — „welch' ein Unglück ist es, in solchem Augenblick so alt und gebrechlich und nicht mehr Herr über seine Nerven zu sein! — Könnte nicht vielleicht durch meine Vermittlung — von Neuem —" — er konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihm, er war einer Ohnmacht nahe.

„Mein lieber Gesandter," sagte der König mit milder Stimme, — „ich habe Ihnen herzlich zu danken, daß Sie so schnell diese anstrengende Reise gemacht haben, um mir den Beweis der freundlichen und liebenswürdigen Gesinnungen des Kaisers zu bringen, — für den Augenblick ist aber Nichts zu thun, — Sie bedürfen un-

umgänglich einer kurzen Ruhe und einiger Stärkung, — ich bitte Sie sich zurückzuziehen, — Graf Platen wird für Sie sorgen."

„Ich danke, ich danke, Majestät," — sagte Herr von Persiany, mühsam aufstehend, — „ich bedarf in der That einiger Erholung und werde mich bald wieder à mon aise befinden, ich bleibe zu Eurer Majestät Disposition für alle Fälle."

Seine Kräfte drohten ihn zu verlassen, er nahm den Arm des Grafen Platen, welcher ihn hinausführte und ihm ein Zimmer mit einem Bett besorgte, in welchem der erschöpfte alte Herr alsbald entschlummerte, während man seinem Diener einige leichte Nahrungsmittel in der sehr spärlich bestellten Küche suchte, um seinem Herrn beim Erwachen etwas Stärkung zu geben.

Graf Platen suchte den österreichischen Gesandten auf, welcher in dem Garten des Schützenhauses auf und ab ging.

„Nun? eine neue Negoziation? nicht wahr?" fragte Graf Ingelheim, indem er den Minister forschend anblickte.

„Es scheint," antwortete dieser, „daß man in Petersburg, sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf preußischen Wunsch, zu einer Vermittlung geneigt ist — vielleicht hängt das mit der Sendung des Obersten von Döring zusammen, — jedenfalls —"

„Mein lieber Graf," unterbrach ihn der österreichische Gesandte ernst, „ich habe mich jeder Bemerkung enthalten diesen seit mehreren Tagen fortgesetzten Unterhandlungen gegenüber, — sie waren, in der Form wenigstens, militärischer Natur; Sie sehen, wohin diese Unterhandlungen Sie militärisch geführt haben, — fast zur Einschließung durch preußische Truppen, zur Erdrückung, — wenn nicht schnell der noch einzige Ausweg zur Rettung ergriffen wird. — Soll jetzt in diesem äußersten und letzten Moment dem Feinde Zeit gelassen werden, auch diesen vielleicht noch offenen Ausweg über Gotha zu schließen, indem hier neue Verhandlungen begonnen werden? — Dießmal übrigens," fuhr er fort, „tritt die Sache auf das diplomatische Gebiet und ich muß nun auch ernstlich auf die politischen Folgen aufmerksam machen. Die bisherigen Negoziationen haben Sie in eine höchst gefährliche militärische Stellung gebracht, — soll die politische Stellung ihr gleich werden? — Was soll man in Wien sagen, wenn man erfährt, daß auch in diesem Augenblick kein Verlaß auf Hannover ist, — daß durch russische Vermittlung politische Verhandlungen mit Preußen stattfinden?" —

„Aber es findet nicht die geringste Verhandlung statt," rief Graf Platen.

„Weil der gute alte Persiany jetzt schläft," sagte

Graf Ingelheim, — „weil er keine Nerven mehr hat, — aber wenn er erwacht? — Ich bitte Sie, Graf Platen, schicken Sie diesen russischen Vermittler fort, — glauben Sie denn jetzt noch irgendwo anders einen Halt finden zu können, als bei Oesterreich, — wollen Sie sich dort für immer Thüren und Ohren verschließen, sich ausschließen von der Theilnahme an den Früchten der großen Entscheidung, die dort unten bald fallen wird?"

„Aber ich bitte Sie — in welcher Form —?" sagte Graf Platen zögernd.

„In welcher Form?" rief Graf Ingelheim, „der alte kranke Mann wird jede Form mit Dank annehmen, die ihm erlaubt, hier fort zu kommen aus dem Lärm, den Strapazen und der Nähe der Kanonen. — Ich bitte Sie," fuhr er dringend fort, „denken Sie, was man in Wien sagen würde, der Kaiser, der so fest auf Hannover baute, — alle Ihre Freunde in der Gesellschaft, welche so sicher auf Sie zählen, — die Schwarzenbergs, — die Dietrichsteins, — die Gräfin Mensdorff, — die Gräfin Clam-Gallas —"

„Persiany wird abreisen," — rief Graf Platen, — „wie ich zu Oesterreich stehe, weiß man in Wien, — in der exponirten Lage Hannovers —"

„Thut man am besten, fest zu einer Seite zu

stehen," — sagte Graf Ingelheim, „und jetzt wenigstens, in der zwölften Stunde, einen sichern Freund zu gewinnen!"

„Ich gehe zum König," sagte Graf Platen, und schritt langsam dem Hause zu.

Graf Ingelheim sah ihm nach und schüttelte leicht den Kopf.

„Wenn er nur unterwegs Niemand begegnet!" sagte er vor sich hin. — „Ich fürchte," — fuhr er nachdenklich auf und nieder gehend in seinem Selbstgespräch fort, — „ich fürchte, es nimmt hier kein gutes Ende, — der bewundernswürdig heldenmüthige Sinn dieses königlichen Herrn findet keine Organe der Verbindung zwischen ihm und der tapfern Armee, — dieser Generalstab hat keinen Begriff vom Kriege und kennt nur einen Grundsatz, — dem Feinde aus dem Wege zu gehen, wo er sich zeigt, — und der Kronprinz —"

Er seufzte tief.

„Indeß," fuhr er fort, — „es ist immer schon viel erreicht. Dieser hannöverische Feldzug hat Preußen schon viel Zeit gekostet, — viel Truppen absorbirt, — Alles das ist Gewinn da unten und fällt für uns in die Wagschale der Entscheidung, — die Okkupation des Landes absorbirt weitere Kräfte, — vor Allem muß eine Verständigung, — irgend ein politisches Abkommen ver-

hindert werden, das den Feinden hier im Norden völlig freie Hand gibt. — Doch, da kommt ja mein nordischer Kollege!" — und er ging dem russischen Gesandten entgegen, welcher aus dem Hause in den Garten trat.

Herr von Persiany hatte ein wenig geschlafen, ein wenig Toilette gemacht und ein wenig gegessen, und sah bei weitem frischer aus als vorhin.

Mit noch immer etwas schwankenden Schritten ging er dem Grafen Ingelheim entgegen.

„Willkommen im Hauptquartier, mein lieber Kollege," rief dieser, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, — „das Corps diplomatique vervollständigt sich, bis jetzt war ich sein einziger Vertreter! — Sie sind ermüdet von der Reise, nicht wahr?"

„Bis zum Tode!" rief Herr von Persiany, indem er sich auf eine Gartenbank niedersinken ließ, auf welcher der Graf Ingelheim neben ihm Platz nahm, — „bis zum Tode, — und es scheint nicht, daß man hier Gelegenheit haben wird, sich zu erholen —"

„Nein, das hat man in der That nicht," sagte Graf Ingelheim, „den ganzen Tag Lärm, Trommelschlag und Hörnerklänge —"

„Entsetzlich!" rief Herr von Persiany.

„Und des Nachts kein Bett oder eine harte Strohmatratze —"

Herr von Persiany faltete die Hände und richtete den Blick gen Himmel.

„Das sind aber kleine Schwierigkeiten, über die man leicht hinwegkommt," sagte Graf Ingelheim.

Herr von Persiany sah ihn von der Seite mit dem Ausdruck tiefsten Erstaunens an.

„Unangenehm wird es aber werden," fuhr der österreichische Diplomat fort, „wenn es zur wirklichen Aktion kommt, — der König wird gewiß mitten darin sein, und wir werden natürlich bei ihm sein müssen —"

„Glauben Sie, daß wir etwas zu fürchten haben?" fragte Herr von Persiany, — „unser diplomatischer Charakter —"

„Wird mich vielleicht vor Gefangenschaft nicht schützen," sagte Graf Ingelheim, „denn wir sind ja im Krieg mit Preußen, — bei Ihnen ist das etwas Anderes, Sie sind der aufmerksamsten Behandlung sicher, sobald Sie sich vor irgend einem Truppenkommandeur legitimiren. — In dem Démêlé freilich —" und er zuckte die Achseln.

„Sollten wir etwas zu fürchten haben?" fragte Herr von Persiany.

„Mein lieber Kollege," erwiederte Graf Ingelheim leicht seufzend, indem er von der Seite einen forschenden Blick auf den russischen Diplomaten warf, — „eine

Kanonenkugel, das Pistol eines Husaren, der Säbel eines Kürassiers nehmen sehr wenig diplomatische Rücksichten —"

„Aber mein Gott!" rief Herr von Persiany, — „wenn es zum Aeußersten kommt, so weiß ich nicht, ob ich hier bleiben darf, wir sind ja im Frieden mit Preußen."

„Das kommt plötzlich und wahrscheinlich ohne Vorbereitung, — da bleibt dann keine Wahl," sagte Graf Ingelheim trocken. „Uebrigens glaube ich auch nicht gerade an eine ernste Lebensgefahr, — freilich bleibt es immer unangenehm, den furchtbaren Lärm des Schlachtfeldes zu hören, das Blut zu sehen, — die Leichen —"

Herr von Persiany sank auf seine Bank zurück, seine bleichen Lippen bebten bei dem Gedanken an eine solche Aufregung seiner Nerven.

„Ob man wohl etwas Sodawasser hier haben kann?" fragte er.

„Das glaube ich nicht," sagte Graf Ingelheim, — „solche Sachen finden sich nicht, und was man auftreiben kann, wird für die Kranken und die demnächstigen Verwundeten mit Beschlag belegt. An der Tafel des Königs haben wir dünnes Bier, kaltes Rindfleisch und abgekochte Kartoffeln —"

„Aber das ist unmöglich!" rief Herr von Persiany.

Graf Ingelheim zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie,“ sagte er, „im Kriege kann man keine guten Diners verlangen; — übrigens sind wir Jäger das gewöhnt —“

„Aber ich bin kein Jäger,“ sagte Herr von Persiany.

„Da kommt Graf Platen,“ rief der österreichische Gesandte, — „vielleicht bringt Der Neues!“

Graf Platen kam und bat den durch die Schilderungen des Grafen Ingelheim auf's Tiefste erschütterten russischen Gesandten, ihn zum Könige zu begleiten.

„Sie glauben also, daß keine Verhandlungen mehr möglich sind?“ fragte Herr von Persiany, indem sie die Treppe hinaufstiegen.

„Ich glaube nicht, daß der König sich noch auf irgend etwas einläßt,“ — erwiederte Graf Platen nach kurzem Zögern.

„Dann —“ sagte Herr von Persiany, — er sprach seinen Gedanken nicht aus, denn sie waren vor der Thür des Königs.

„Mein lieber Herr von Persiany,“ sagte Georg V., „ich habe Sie bitten lassen, um Ihnen nun, — nachdem Sie hoffentlich ein wenig ausgeruht sind —?“

„Ich danke, Majestät!“ sagte Herr von Persiany seufzend, „ein wenig gestärkt bin ich —“

„Um Ihnen," fuhr der König fort, „nochmals zu danken für den Eifer, mit welchem Sie die bei Ihren Jahren und Ihrem schwächlichen Gesundheitszustand doppelt beschwerliche Reise hieher gemacht haben, um mir die freundlichen Gesinnungen des Kaisers auszusprechen und seine herzlich gemeinte Vermittlung anzutragen. Ich würde Sie auch bitten, länger in meinem Hauptquartier zu verweilen —"

Herr von Persiany horchte hoch auf, — ein leichter Schimmer flog über seine Züge.

„Wenn nicht," fuhr der König fort, „die letzte Möglichkeit einer Verhandlung abgeschnitten wäre, nachdem mir der Oberst von Döring noch einmal ein Bündniß auf Grund der Reformbedingungen angetragen hat und ich dasselbe abgelehnt habe. Auch hat der Parlamentär selbst seinen Auftrag für thatsächlich erledigt erklärt, bevor er ihn ausrichtete. Ich würde Sie also nur unnütz quälen und Ihre Gesundheit durch die Entbehrungen und Strapazen des Kriegslebens ernsten Gefahren aussetzen, wenn ich Sie hier zurückhielte. Ich bitte Sie deßhalb, nach Hannover zurückzugehen. Sie können dort der Königin mit Ihrem Rath nützlich sein. Danken Sie dem Kaiser auf das Innigste und Herzlichste für seine Freundschaft und Theilnahme!"

„Wenn Eure Majestät mir sagen, daß nach der

Sachlage jede Verhandlung hier unmöglich ist und ich Ihnen hier von keinem Nutzen sein kann, ja, daß ich vielleicht Ihrer Majestät der Königin in Hannover —"

„Das ist ganz bestimmt meine Meinung," sagte der König.

„Es wäre nur möglich," sagte Herr von Persiany, „daß vielleicht im Laufe der Ereignisse, — der Uebermacht gegenüber — nochmals der Moment für irgend welche Verhandlungen eintreten könnte, — es wäre dann meine Pflicht zu bleiben — und nur der bestimmte Befehl Eurer Majestät —"

„Wenn es sein muß, so gebe ich Ihnen diesen Befehl," sagte der König, „reisen Sie schnell und theilen Sie der Königin mit, wie Sie mich und die Armee hier gefunden!"

„Dann muß ich gehorchen!" rief Herr von Persiany, „ich bitte Gott, Eure Majestät zu schützen und Alles zum Besten zu fügen."

In tiefer Bewegung ergriff der alte Herr die dargebotene Hand des Königs, hielt sie lange in der seinen und eine Thräne fiel darauf nieder.

Der König lächelte gütig.

„Ich weiß, welche treuen Gesinnungen Sie für mich und mein Haus haben, Gott schütze Sie — und Ihren Kaiser!" — fügte er herzlich hinzu.

Herr von Persiany kehrte mit dem Grafen Platen in den Garten zurück, wo Graf Ingelheim sie erwartete.

„Nun, lieber Kollege!" rief er, „Sie sehen ja viel munterer aus, als vorhin; söhnen Sie sich mit dem Lagerleben aus?"

„Der König entläßt mich," sagte Herr von Persiany, — „er sendet mich nach Hannover zurück, — ich werde meinen alten Körper nicht mehr auf diese Probe stellen. — Aber," fuhr er fort, indem er sich an Graf Platen wendete, — „auf dem Weg, den ich gekommen, kehre ich nicht zurück, — senden Sie mich nach Gotha, ich will über Frankfurt, — von dort werde ich vielleicht auf Umwegen, aber doch schneller und sicherer zurückkommen. — Aber schnell muß ich abreisen, — ich könnte vielleicht in Hannover nützen."

Der alte Herr drückte dem Grafen Ingelheim die Hand und trippelte eilfertig am Arm des Grafen Platen dem Hause zu, — wo sein Wagen und eine Bedeckung in Bereitschaft gesetzt wurde.

„Der Sturm wäre abgeschlagen," sagte Graf Ingelheim, indem er sich die Hände rieb und dem russischen Gesandten lächelnd nachblickte, — „ja — wenn man in solchen Zeiten Diplomatie machen will, muß man Leute schicken, die noch feste Muskeln und zähe Nerven haben!"

Und er schritt mit jugendlicher Elastizität dem Hause zu.

Eine Stunde darauf hielt der König Kriegsrath. Er versammelte den kommandirenden General und den Generalstab, den Generaladjutanten und den General von Brandis. Zugleich zog er den Grafen Platen, den Grafen Ingelheim und den Regierungsrath Meding zu.

Der König drang auf sofortigen Aufbruch nach Gotha. General von Brandis, der Oberst Dammers und die Herren vom Civil unterstützten dringend des Königs Ansicht.

Der Generalstabschef Oberst Cordemann aber setzte auseinander, daß die Armee in Folge der angestrengten Märsche und der knappen Lebensmittel unmöglich die Offensive ergreifen könne und daß man eine Defensivstellung einnehmen müsse, um einen muthmaßlichen Angriff zu erwarten. Der ganze Generalstab war der Ansicht seines Chefs und der kommandirende General glaubte unter solchen Umständen den Vormarsch nicht verantworten zu können.

Seufzend genehmigte der König die getroffenen Dispositionen, erklärte aber, die Nacht unter den Truppen zubringen zu wollen, und so zog denn um Mitternacht der königliche Herr mit seinem ganzen Gefolge hinaus, mitten in die Truppenaufstellung hinein.

In einem Getraidefelde vor dem Flecken Merxleben etablirte sich das königliche Bivouak und in gespannter Erwartung lauschte Jedermann dem grauenden Morgen entgegen.

Alles blieb ruhig. Von den Vorposten kamen keine Meldungen über irgend eine feindliche Bewegung.

Gegen vier Uhr Morgens trafen im Hauptquartier einige in den vorhergehenden Tagen nach Süden entsendete Kundschafter ein und meldeten, daß die Bayern im entschiedenen Vorrücken begriffen seien und am 25. schon in Vacha gestanden hätten. Die gänzliche Unthätigkeit des Feindes schien diese Nachrichten zu unterstützen und ließ glauben, daß die preußischen Streitkräfte nach jener Richtung hin abgezogen würden.

Eine frohe Stimmung verbreitete sich im Hauptquartier und es wurde beschlossen, in einer festen Stellung die Bestätigung dieser Nachrichten und das Heraufkommen der bayerischen Armee abzuwarten. Nur General Brandis schüttelte abermals den Kopf und meinte, — wenn die Bayern heraufkämen und die Preußen vom Süden her beschäftigten, so sei dieß ein Grund mehr, ihnen so schnell als möglich entgegen zu eilen und ihnen die Hand zu reichen, bevor die preußischen übermächtigen Kräfte vom Norden herankommen könnten.

Es wurde nun Befehl gegeben, Batterieen zu er=

richten, der König und sein Gefolge, erschöpft von der ruhelosen Nacht, begaben sich nach Thamsbrück, einem hoch am Ufer der Unstrut belegenen Dorfe, und der König nahm Quartier im dortigen Pfarrhause.

Hell und glänzend stieg die Sonne des 27. Juni herauf und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen das bunte, wechselvolle Bild der um die Stadt Langensalza her gelagerten hannöverischen Armee.

Vierzehntes Kapitel.

Um fünf Uhr Morgens war der König in das stille Pfarrhaus auf der Höhe von Thamsbrück eingezogen und hatte sich zurückgezogen, um zu ruhen. Man erwartete nach den Dispositionen des Generalstabs einen mehrtägigen Aufenthalt mit Defensivgefechten, um das stets vorausgesetzte, aber durch keine positiven Nachrichten unterstützte Heraufkommen der Bayern abzuwarten.

Unter einem großen, mächtigen, uralten Lindenbaum auf dem Hofe des Pfarrhauses war das Gefolge des Königs mit einem sehr einfachen und bescheidenen Frühstück angelegentlich beschäftigt.

Ein großer Tisch mit weißem Linnen bedeckt trug ein blaugeblümtes Kaffeegeschirr von Fayence, wie es in den alten, einfachen Landhaushaltungen Norddeutschlands sich traditionell vorfindet, und es war durchaus kein Mokkaduft, welcher aus dem großen Topf heraufstieg, der in der Mitte auf einem alterthümlichen Kohlenbecken stand.

Ein Schinken und einige Würste, ein großes schwarzes Brod und ein kleines Stück Butter vervollständigten die Ausstattung der Tafel, deren Honneurs der Flügeladjutant Graf Erhardt Wedel, der Hofmarschall des Hauptquartiers, mit strenger Unparteilichkeit machte.

Die ganze Gesellschaft erwies dem Frühstück alle Ehre mit einem Appetit, wie er sich kaum jemals an der Marschallstafel in Herrenhausen gezeigt hatte.

„In diesem Getränk scheint ungeheuer viel Wasser enthalten zu sein," sagte der General von Brandis bedenklich, indem er prüfend die bräunliche Flüssigkeit in seiner blaugeblümten Tasse betrachtete.

„Dann hat das Getränk zu viel, was der Wurst an Feuchtigkeit abgeht," bemerkte Graf Ingelheim, indem er mit seinem Taschenmesser Versuche machte, ein Stück Wurst zu zerschneiden, deren steinharte Festigkeit ihm jedoch einen ernstlichen Widerstand entgegensetzte.

„Wenigstens ist das Getränk warm," sagte Graf Platen, der bleich und fröstelnd eine Tasse des dampfenden Kaffees schlürfte.

„Ich weiß nicht, ob das warme Wasser zuträglicher ist als das kalte," murrte der General Brandis, — ohne sich entschließen zu können, seine Tasse zum Munde zu führen, — „es hat seine Vorzüge für den äußerlichen

Gebrauch — aber ohne vorsichtige Beimischung von geistigen Stoffen es innerlich zu nehmen, — das scheint doch bedenklich, — dazu am frühen Morgen."

„Eure Excellenz theilen die Abneigung der alten Legionäre gegen das Wasser," sagte Graf Wedel lachend, — „jene Herren pflegten zu sagen: das Wasser ist schon so unangenehm, wenn es in die Stiefel dringt, wie viel unangenehmer müßte es sein, wenn es in den Magen käme!"

„Wellington's Legionäre lebten vor Erfindung der Hydropathie!" bemerkte der kleine Kabinetsrath, mit der Ueberwindung eines großen Stücks Schinken beschäftigt.

„Und sie hatten vollkommen Recht!" sagte der General Brandis mit komischem Ernst, — „das Feuer war ihr Element," — setzte er hinzu, indem er seine Tasse wieder auf den Tisch stellte — „und sie führten auch den Krieg nicht mit Zuckerwasser, wie das heutzutage Mode zu werden scheint."

„Vielleicht kann ich Eurer Excellenz ein besseres Getränk für diese flaue Morgenstunde schaffen," sagte der Prinz Hermann Solms, indem er eine elegante, mit Stroh umflochtene Feldflasche hervorzog, „hier habe ich noch einen Rest vortrefflichen Cognac!"

„Sie sind ein Helfer in der Noth, mein kleiner

Prinz!" rief der alte General freundlich lächelnd, „ich werde mich einmal revanchiren!"

Der Prinz eilte in's Haus, kam mit einem Küchengefäß voll warmen Wassers zurück und bald stand vor dem General ein mit vorsichtigster homöopathischer Benützung des Wassers gemischtes Glas Grog, das dem alten Herrn seine vollständige Zufriedenheit und Heiterkeit wiedergab.

Ein lautes Hurrah ertönte aus den den Hof umgebenden Stallgebäuden und unmittelbar darauf eilte von jener Seite her der Kronprinz Ernst August zu der um den Frühstückstisch versammelten Gesellschaft.

Er trug ein zusammengeknüpftes Tuch in der einen, seine Feldmütze in der andern Hand.

„Rathen Sie, was ich hier habe, meine Herren!" rief er, vorsichtig das Tuch und die Mütze in die Höhe haltend. — „Frische Eier — soeben gelegt — ist das nicht ein herrlicher Fund?" — und er leerte das Tuch und die Mütze auf den Tisch, — „jetzt wollen wir sie kochen — oder sollen wir eine Omelette machen?"

„Wozu die langen Umstände?" sagte General Brandis, indem er ein Ei ergriff, es auf dem Knopf seines Säbels aufschlug und austrank, — „man sieht, die jetzige Generation gewöhnt sich schwer an den richtigen Krieg."

Graf Ingelheim folgte seinem Beispiel.

„Es wäre aber doch so hübsch, einen Eierkuchen zu backen!" rief der Kronprinz, indem er die Hände über seinen Vorrath breitete.

„Leider haben wir Zeit dazu!" murmelte General Brandis.

„Horch!" rief der Regierungsrath Meding, indem er aufsprang.

„Ein Kanonenschuß," sagte Graf Ingelheim, die Hand an das Ohr haltend.

„Unmöglich," bemerkte der Generaladjutant, — „woher sollte das kommen? — der Generalstab erwartet keinen Angriff!"

Einige kurze, sehr entfernte dumpfe Detonationen ließen sich hören.

„Das sind doch in der That Schüsse!" rief Graf Wedel.

„Ich glaube wirklich, daß sie anfangen zu brummen," sagte der General Brandis, indem er aufstand und mit zufriedener Miene den Rest seines Grogs austrank. — „Es wäre gut, zu Pferde zu steigen!"

„Soll Seine Majestät geweckt werden?" fragte Graf Wedel.

„Es würde eine Meldung da sein, wenn etwas Ernstes sich zeigte," sagte der Oberst Dammers, —

„ich werde auf den obersten Boden des Hauses steigen, von wo aus man die ganze Ebene übersehen kann.“

Und er ging in das Haus; der Prinz Hermann folgte ihm, während die übrige Gesellschaft in gespannter Erwartung den immer deutlicher hörbaren Detonationen lauschte.

„Ein Eierkuchen wird doch zu viel Schwierigkeiten machen,“ sagte der Kronprinz, that seine Eier in das Gefäß, dessen Inhalt an heißem Wasser der General Brandis durch seinen Grog nur wenig vermindert hatte, und setzte dieß auf das Kohlenbecken. Dann blies er eifrig in die Kohlen und verfolgte aufmerksam den beginnenden Siedeprozeß des Wassers.

Nach kurzer Zeit kehrte der Oberst Dammers zurück.

„Es sind am äußersten Horizont starke Kolonnen sichtbar, man sieht die Waffen durch den Staub blitzen!“ rief er, — „man muß Seine Majestät wecken!“

Graf Wedel eilte in das Haus.

Aus der Ebene drangen Signale herauf; man hörte den Generalmarsch in den verschiedenen Lagerplätzen.

Georg V. trat aus dem Pfarrhause.

Alle näherten sich dem Könige.

„Majestät,“ rief der General Brandis, — „ich höre mit Freuden die alte wohlbekannte Stimme der Kanonen, — das macht mein altes Herz wieder jung!“

Des Königs Antlitz strahlte von hohem Muth und Entschlossenheit.

Er reichte dem General die Hand.

„Ich höre diese Stimme zum ersten Mal im ernsten Felde," sagte er, „aber mein lieber General — auch mein Herz schlägt höher bei diesen Tönen, — jetzt ist keine Transaktion mehr möglich, — Gott sei mit uns!"

Und er faltete die Hände und richtete stumm sein Haupt zum Himmel.

Unwillkürlich fast folgten die Umstehenden seinem Beispiel.

Pferdegetrappel ertönte, ein Offizier der Garde du Corps sprengte heran, sprang vom Sattel und meldete dem Könige vom kommandirenden General, daß der Feind in starken Kolonnen auf der Straße von Gotha heranziehe und daß der General Seine Majestät bitten ließe, Thamsbrück sofort zu verlassen und sich nach der Höhe hinter Merxleben zu begeben.

Graf Wedel eilte fort, die Pferde wurden vorgeführt, die Wagen bespannt.

„Der Generallieutenant von Arentschildt läßt Eure Majestät ferner um Befehle und Instruktionen für eine im Laufe der Aktion etwa nöthig werdende Kapitulation bitten," — sagte der Adjutant.

General Brandis biß in seinen Schnurrbart, — Graf Ingelheim stampfte auf den Boden.

„Was heißt das?“ fragte der König ruhig.

„Der Generalstab,“ fuhr der Offizier fort, „hat dem General vorgestellt, daß die erschöpften und schlecht genährten Truppen vielleicht das Gefecht nicht durchführen könnten, und er bittet deßhalb um Autorisation zu kapituliren, wenn dieß nach seiner Ueberzeugung nöthig sein sollte. Er hat eine Instruktion zu diesem Behuf aufgesetzt und bittet Eure Majestät, dieselbe allerhöchst vollzogen ihm zurücksenden zu wollen.“

Und er überreichte dem König ein Papier.

Der König hatte die Zähne über einander gebissen. Ein scharfer, zischender Athemzug fuhr aus seinem Munde.

Ohne irgend eine hastige Bewegung nahm er das Papier und riß es durch.

„Reiten Sie zum Generallieutenant von Arentschildt zurück,“ sprach er mit kalter, ruhiger, metallisch tönender Stimme, „und bringen Sie ihm meinen Befehl, sich zu vertheidigen bis auf den letzten Mann!“

Das Gesicht des Offiziers leuchtete.

Mit militärischem Gruß wendete er sich scharf um, saß im Nu im Sattel und sprengte wie der Sturmwind davon.

„Und nun vorwärts, meine Herren!" rief der König.

„Papa, ein frisch gesottenes Ei!" und der Kronprinz eilte herbei und bot dem Könige einen Teller mit den Proben seiner Kochkunst.

„Nehmen es Eure Majestät!" sagte der General Brandis, „man kann nicht wissen, wann und wo es wieder etwas gibt," und er reichte dem Könige ein Ei, nachdem er die Schale an seinem Säbelgriff zerschlagen.

Der König aß es und wendete sich zu den Pferden.

Man stieg auf und der Zug setzte sich in Bewegung, die Dragoner führten und schlossen als Deckung, — die Equipagen und Handpferde folgten.

Als der König aus dem Dorfe Thamsbrück herausritt, war der Geschützkampf bereits in vollem Gange.

Von der Höhe herab sah man die feindlichen Tirailleurlinien vor der Stadt Langensalza, — die feindlichen Batterieen waren jenseits der Unstrut aufgefahren und unterhielten ein lebhaftes Feuer, die hannöverischen Batterieen von der andern Seite antworteten. Vor der Stadt war die Infanterie engagirt, hannöverische Kavallerie war zur Seite sichtbar und zog sich langsam zurück.

„Wohin reiten wir?" fragte der König.

„Nach einer Höhe bei Merxleben, von wo man

das ganze Gefechtsfeld übersehen kann, Majestät," erwiederte der Generaladjutant.

„Wir entfernen uns von dem Kanonendonner!" sagte der König.

„Der Weg macht eine Biegung und zieht sich links herum nach jener Höhe," antwortete der Oberst Dammers.

„Dann müssen wir rechts reiten, um uns dem Gefecht zu nähern," sagte der König ruhig und wendete den Kopf seines Pferdes nach der Richtung, woher der Geschützdonner erklang. — „Schweppe," sagte er zu dem Major der Gardekürassiere und Regimentsbereiter, welcher sein Pferd am Leitseil führte, — „ich befehle Ihnen, in jener Richtung zu reiten."

„Es führt kein Weg da, Majestät," erwiederte dieser.

„Dann reiten wir durch das Feld!" Und der königliche Zug bewegte sich in der That in der vom Könige angegebenen Richtung vorwärts.

Näher und näher hörte man die Detonationen der Geschütze und das Prasseln des kleinen Gewehrfeuers.

Der Zug des Königs und seines Gefolges bewegte sich auf der Höhe der die Ebene begrenzenden Hügelkette durch das Feld hin nach dem von dem Generaladjutanten bezeichneten Punkte, scharf hervortretend durch

die bedeckenden Dragoner und die glänzenden Uniformen der Suite.

Einzelne Kugeln flogen über diesen Zug hin, die Pferde begannen zu schnauben.

Da schien plötzlich die feindliche Artillerie den Zug des Königs zum Zielpunkt zu wählen und die Granaten flogen dichter und dichter darüber hin, bald hinten, bald vorn in den Boden schlagend.

Der Generaladjutant sprengte an den König heran.

„Majestät," rief er, „wir sind im lebhaftesten Feuer, ich beschwöre Eure Majestät —"

Graf Platen und General von Brandis baten den König ebenfalls dringend, sich aus der augenscheinlichen Gefahr zurückzuziehen.

Der König hielt sein Pferd an.

Die ganze Eskorte stand still.

„Können die Truppen mich hier sehen?" fragte Georg V.

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte der Generaladjutant, „Eurer Majestät Stellung ist von der ganzen Ebene aus sichtbar."

„Gut," sagte der König einfach.

Und er hielt ruhig auf der Stelle.

Die Granaten flogen mit zischendem Schlag durch die Luft, das kleine Gewehrfeuer knatterte herauf aus

dem Thal, die Pferde hoben die Köpfe, schnaubten und zitterten, — unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, hielt der blinde König dort oben auf der Höhe, — damit seine Truppen ihn sähen — den Welfenfürsten, der sein Leben einsetzte für das, was er als Recht erkannt in seines Herzens stolzem Gefühl.

Und mit brausendem Hurrah begrüßten die hannöverischen Kolonnen den König, wenn sie an ihm vorbeizogen, und tief senkten sich die wehenden Fahnen vor dem königlichen Herrn, der ruhig und kalt ihren Gruß erwiederte, sobald er ihm gemeldet wurde.

„Wenn wir noch lange hier stehen," sagte Graf Ingelheim zum General von Brandis, „so wird doch endlich eine Kugel Gelegenheit finden, die hannöverische Frage auf sehr einfache Weise zu lösen —"

„Ja, in der That," bemerkte Graf Platen, auf eine in der Nähe des Königs einschlagende Granate deutend, „sie kommen dem Ziel immer näher, — aber macht man Vorstellungen, so bleiben wir nur um so länger hier."

„Majestät," sagte General Brandis, zum König heranreitend, „das Gefecht macht eine Wendung und ich glaube, daß Eure Majestät sichtbarer auf dem Hügel sein werden, der ursprünglich für Eurer Majestät Stellung bestimmt war."

„Ist das gewiß, Brandis?“ fragte der König.

„Ich glaube gewiß, daß Eure Majestät dort besser stehen,“ erwiederte der General.

„Dorthin also!“ rief der König, seinem Pferde die Sporen eindrückend, daß es in mächtigem Satze empor fuhr und der Major Schweppe Mühe hatte, die Leitung zu behalten.

In raschem Ritt erreichte der Zug den Hügel, neben welchem die Reserve-Kavallerie aufgestellt war.

Der König ritt an den äußersten Abhang vor, sein Gefolge umgab ihn, stieg zum Theil vom Pferde und folgte den Bewegungen der kämpfenden Truppen mit Doppelgläsern und Fernröhren.

Die Equipagen hielten im weiten Halbkreis.

Der König stand unbeweglich. Kein Zug seines edlen, bleichen Gesichts veränderte sich. Der Generaladjutant theilte ihm mit, was man vom Gange des Gefechts sehen konnte, die Herren des Gefolges äußerten zuweilen in lauten Rufen das Resultat ihrer Beobachtungen, meist aber theilten sie in leisem Gespräch einander ihre Hoffnungen oder Befürchtungen mit. —

Während dieß im königlichen Hauptquartier vor sich ging, hatte das Regiment Herzog von Cambridge-Dragoner vom frühen Morgen an in der Gegend des

Dorfes Hennigsleben auf der Straße von Langensalza nach Gotha auf Vorposten gestanden.

Vor diesem Dorfe liegt ein Chausseeeinnehmerhaus, dessen schwarz und weiß gestrichener Schlagbaum hoch aufgezogen war und neben welchem sich die am weitesten vorgeschobene Feldwache befand.

Der Lieutenant von Stolzenberg kommandirte dieselbe und bei ihm war sein etwas jüngerer Kamerad, der Lieutenant von Wendenstein.

Die Morgensonne schien hell und die beiden jungen Offiziere standen neben ihren Pferden, hinausblickend in die Ebene, welche sich weit vor ihnen ausdehnte, durchzogen von dem grauen Band der Chaussee. Etwas Stroh lag am Boden, aber von den Vorräthen, aus denen sich am Abend des Einmarsches in Göttingen die jungen Leute ihr Souper zusammengesetzt hatten, war nichts mehr zu erblicken.

Mit müdem, halb schläfrigem Blick zog Herr von Wendenstein seine Feldflasche hervor, that einen kräftigen Zug und reichte sie seinem Kameraden. Dann zog er ein Stück schwarzes Brod aus der Tasche und begann langsam dasselbe zu zerbrechen und einen Brocken nach dem andern zu verzehren.

„Wißt Ihr, Stolzenberg,“ sagte er, sich leicht schüttelnd, — „daß diese Art von Krieg auf die Dauer

sehr ungemüthlich wird. — So haben wir uns den Feldzug nicht gedacht, als wir auszogen!" — Und er reichte seinem Pferde ein Stück Brod, das er mit Branntwein befeuchtet hatte.

„Nein, das weiß Gott," sagte Herr von Stolzenberg seufzend, indem er einen Schluck aus der Feldflasche nahm, — „wo zum Teufel habt Ihr denn diesen Fusel aufgetrieben?"

„Ich fand ihn im Wirthshause vor dem Dorfe, — was wollt Ihr, wenn der Cognac zu Ende ist, muß man Kartoffelspiritus trinken. — Es ist übrigens ein Skandal," fuhr er fort, „daß wir nichts zu essen und zu trinken haben, — es ist genug da, aber die Proviantkolonnen kommen niemals heran, und wenn man einmal glaubt, etwas zu bekommen, so wird allarmirt und man muß wieder vorwärts."

„Vorwärts?" rief Herr von Stolzenberg, — „nun, ich dächte, vorwärts gehen wir schon lange nicht mehr! — Und die schönen Hammelheerden, denen wir auf beiden Seiten des Weges begegneten, die wir aber bei Leib und Leben nicht anrühren durften! — Donnerwetter!" fuhr er mit dem Fuße stampfend fort, — „in Feindes Land sein und nicht einmal die nothwendigen Lebensbedürfnisse requiriren zu dürfen, das ist denn doch wirklich zu stark!"

„Wißt Ihr," sagte Herr von Wendenstein lachend, „der Generalstab hat so viel zu thun, um dem Feinde aus dem Wege zu gehen, daß er nicht daran denken kann, die Leute zu verpflegen, — übrigens wäre es für die Proviantkolonnen auch schwer, unsern höchst eigenthümlichen Märschen zu folgen!"

„Ich begreife nur nicht, wie der König sich eine solche Kriegführung gefallen läßt," sagte Herr von Stolzenberg, — „er will doch gewiß vorwärts und dieß Hinundherzittern entspricht doch gewiß nicht seinem Charakter!"

„Der arme Herr," sagte Herr von Wendenstein seufzend, — „was soll er machen? — Ja, wenn er sehen könnte, — aber so —! Es ist schon wahrhaftig alles Mögliche, daß er den Feldzug mitmacht und Alles mit uns theilt."

„Was ist das?" rief Herr von Stolzenberg, indem er sein Glas an's Auge hob und aufmerksam in die Ebene hinausblickte. — „Seht einmal dorthin, Wendenstein," sagte er, „dort ganz hinten an der Biegung der Chaussee, — seht Ihr nicht eine lange Staubwolke?"

Herr von Wendenstein blickte ebenfalls durch sein Glas nach der angegebenen Richtung.

„Ich sehe Bajonnette durch den Staub blitzen!" rief

er lebhaft, „Stolzenberg, alter Freund, — ich glaube, das ist der Feind!"

„Ich glaube es auch!" sagte dieser, immer die fernen Staubsäulen verfolgend. — „Es ist kein Zweifel!" rief er, — „eine Kolonne Infanterie, — da, dort auch Artillerie! Wendenstein, reitet sofort zur Schwadron und meldet: eine Kolonne Infanterie und Artillerie im Vorrücken auf der Chaussee von Gotha!"

„Hurrah!" rief Herr von Wendenstein, sprang in den Sattel und galoppirte rückwärts dem Dorfe zu.

Herr von Stolzenberg und seine Dragoner waren im Nu zu Pferde. In dienstlicher Haltung hielten sie auf der Chaussee und blickten gespannt in die Ebene.

Langsam zog die Staubwolke näher, deutlicher zeigten sich in derselben blitzende Punkte.

Nach kurzer Zeit sprengten mehrere Reiter vom Dorfe her der Feldwache zu. Der Regimentskommandeur Oberstlieutenant Graf Kielmannsegge mit seinem Adjutanten begleitete den Lieutenant von Wendenstein.

„Dort, Herr Oberstlieutenant!" rief Herr von Stolzenberg und deutete mit der Hand auf die nahenden feindlichen Kolonnen.

Der Oberstlieutenant sah einen Augenblick scharf durch sein Glas hin.

„Das ist wirklich der Feind!" rief er, „und sehen

Sie, da auf jener Höhe fährt eine Batterie auf! — Alle Feldwachen sollen sich auf die Schwadronen zurückziehen!" rief er seinem Adjutanten zu, welcher eilig davonsprengte.

Herr von Stolzenberg rangirte seine Wache.

„Und was wird das Regiment thun, — wenn es erlaubt ist, zu fragen?" sagte er, sich zu seinem Kommandeur wendend.

„Sich langsam mit Plänklern am Feinde zurückziehen, so lautet die Ordre!" antwortete dieser seufzend und achselzuckend und sprengte rückwärts dem Dorfe zu, wohin sich bereits die andern Feldwachen zurückzogen.

„Zurückziehen und immer zurückziehen!" rief Herr von Wendenstein wüthend, — „nun, schließlich wird man bei dieser Taktik ohne die Truppen rechnen!"

Von der Höhe im Süden blitzte es auf, krachend erfolgten einige Detonationen und eine Kugel zersplitterte den aufgezogenen Schlagbaum neben dem Chausseehause.

„Die Ouverture beginnt!" rief Herr von Stolzenberg und in raschem Trabe ritt er mit seiner Wache dem Dorfe zu.

Dieß waren die Schüsse, welche man im königlichen Hauptquartier zu Thamsbrück gehört hatte.

Das Regiment zog sich — immer mit Plänklern am Feinde — langsam auf Langensalza zurück.

Die Stadt war inzwischen geräumt, — die allgemeine Ordre des kommandirenden Generals lautete, daß die Armee sich fechtend zurückziehen solle.

Bei Langensalza trafen die Dragoner die Infanterie der Brigade Knesebeck, welche sich auf erhaltenen Befehl hinter die Unstrut zurückzog. Knirschend vollzogen die Truppen diesen Befehl und gaben Position um Position auf, welche sofort vom Feinde besetzt wurden, dessen Tirailleure auf dem Fuße folgten und dessen Artillerie von allen Hügeln ein immer näheres und immer mörderischeres Feuer unterhielt.

Die Dragoner hatten die Brücke über die Unstrut überschritten und standen vor dem Dorfe Merxleben, am Abhange des Kirchberges, von dessen Höhe aus die hannöverischen Batterieen ein Feuer unterhielten, das zwar langsamer war als das preußische, dessen wohlgezielte Schüsse aber jedesmal große sichtbare Verheerungen in den preußischen Reihen anrichteten.

Rechts von den Dragonern zog sich die Brigade des Generals von Knesebeck dem erhaltenen Befehl gemäß zurück. Jenseits der Unstrut lag eine Mühle an dem kleinen Salzabach, welche sofort nach dem Rückzug der Hannoveraner von den Preußen besetzt wurde und aus welcher ein dichtes Feuer unterhalten wurde.

An den Dragonern vorbei marschirten zwei Ba-

taillone des Garderegiments zu Fuß. An der Spitze des ersten ritt der Oberstlieutenant von Landesberg, — der Oberstlieutenant von Alten führte das zweite.

Die Bataillone marschirten an der Unstrut her und sollten sich der Ordre gemäß auf die Höhen zu der übrigen Brigade zurückziehen.

Gedankenvoll ritt der Oberstlieutenant von Landesberg vor seinem Bataillon her, in dumpfem Schweigen folgten die Grenadiere.

Das Bataillon hatte links die Unstrut und war an dem Punkte angekommen, an welchem es sich rechts wenden mußte, um die ihm vorgeschriebenen Stellungen einzunehmen.

Die Unstrut hatte an dieser Stelle sehr niedrige Ufer und war augenscheinlich leicht zu überschreiten. Ein ebenes Terrain umgab den Hügel, auf welchem das Dorf Merxleben liegt, langsam zur Höhe aufsteigend. Die vordersten Tirailleurketten des Feindes nahten sich dem jenseitigen Ufer.

Der Oberstlieutenant von Landesberg überblickte prüfend die Umgebung.

„Wenn diese Stelle unvertheidigt bleibt,“ sagte er zu seinem Adjutanten, „so dringt der Feind mitten in unsere Position und trennt unsere Kräfte.“

„Das scheint mir auch, Herr Oberstlieutenant!“

erwiederte der Adjutant, „und ich begreife nicht, daß sie aufgegeben wird, — indeß der Generalstab —"

Der Oberstlieutenant biß in seinen Schnurrbart.

„Es ist unmöglich, diesen Platz und diesen Uebergang dem Feinde zu überlassen!" sprach er halblaut.

Ein Blitz sprühte aus seinem Auge. Mit plötzlichem Ruck hielt er sein Pferd an.

„Bataillon halt!" rief er mit schallender Stimme.

Das Kommando wiederholte sich durch die Reihen. Das Bataillon stand. Mit erregten Gesichtern voll gespannter Erwartung blickten die Grenadiere der vordersten Glieder auf ihren Führer.

„Front gegen den Feind!" rief dieser.

Ein donnerndes, jubelndes Hurrah wie aus einem Munde ertönte aus den Reihen und im Nu standen die Grenadiere in der befohlenen Stellung.

Die feindlichen Tirailleurs erschienen am gegenüberliegenden Ufer des Flusses.

„Tirailleurs vor!" rief Herr von Landesberg.

Die Linien entwickelten sich mit unerhörter Präzision und in kurzer Zeit standen die hannöverischen Tirailleurs am Flusse, empfangen vom feindlichen Feuer.

Mehrere Grenadiere stürzten, — aber das Feuer der hannöverischen Linien erfolgte so sicher und regel=

mäßig, daß die vordersten feindlichen Tirailleurs bald Deckung suchten und nur schwächer antworteten.

Das zweite Bataillon des Garderegiments war inzwischen herangekommen. Der Oberstlieutenant von Alten sprengte an den Herrn von Landesberg heran, welcher fast bis zum Ufer des Flusses vorgeritten war und sich in seinen Tirailleurlinien befand.

„Was gibt es hier?" fragte Herr von Alten, „ist die Disposition geändert?"

„Sehen Sie diese Stelle an," erwiederte Herr von Landesberg, — „sie darf nicht genommen werden und ich will sie halten!"

„Haben Sie Befehl dazu?" fragte Herr von Alten.

„Ich bedarf keinen Befehl, wenn ich sehe, daß das Schicksal des Tages und der Armee auf dem Spiele steht!" rief Herr von Landesberg. — „Feuer!"

Und das Gewehrfeuer rollte die Tirailleurlinie hinab.

Der Oberstlieutenant von Alten warf einen kurzen, prüfenden Blick um sich her.

Dann sprengte er zu seinem Bataillon zurück, welches etwa hundert Schritt zurückstand.

„Front gegen den Feind!" rief er.

Das Bataillon antwortete wie das erste mit schallendem Hurrah.

In wenig Augenblicken entwickelten sich seine Tirailleurlinien bis an das Ufer der Unstrut und der vordringende Feind sah sich plötzlich einem verheerenden Feuer gegenüber.

Wohl fielen die hannöverischen Grenadiere, aber die Linien ergänzten sich lautlos und regelmäßig und wichen nicht einen Zoll breit vom Ufer des Flusses, — in der vordersten Reihe hielt der Oberstlieutenant von Landesberg ruhig und kalt wie auf dem Exerzirplatz.

Die feindlichen Bataillone, welche gegen den Fluß vorrückten, hielten an. Eine unruhige Bewegung wurde drüben sichtbar.

Ein Adjutant sprengte heran.

„Herr Oberstlieutenant!" rief er, „der General erwartet Sie in der vorgeschriebenen Stellung!"

„Melden Sie, ich sei engagirt!" sagte Herr von Landesberg kurz.

Der Adjutant warf einen Blick auf die Situation, salutirte, warf sein Pferd herum und sprengte zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Das Feuer des Feindes wurde schwächer. Nach kurzer Zeit hörte man Signalhörner von drüben und die feindlichen Tirailleurlinien wurden außer Schußweite zurückgezogen.

Der Oberstlieutenant steckte den Degen ein.

„So,“ sagte er, — „das Erste ist gethan. Glauben Sie, daß der Fluß passirbar ist?“

„Ohne Zweifel,“ sagte der Adjutant, dicht an das Ufer vorreitend, „man kann fast überall den Grund erkennen.“

„Nöthigenfalls können die Leute schwimmen,“ sagte Herr von Landesberg ruhig. „Sie sollen zehn Minuten ruhen, dann gehe ich vor.“

In einiger Entfernung im Dorfe Merxleben stand die Brigade des Obersten de Vaux. Das Regiment Cambridge=Dragoner hielt in der Nähe des Ufers der Unstrut. Gespannt blickten die Offiziere auf die Bewegungen der Truppen, welche sich auf beiden Flügeln zurückzogen, während im Centrum ein lebhafter Artilleriekampf fortdauerte.

„Wir stehen schon überall hinter der Unstrut!“ rief Herr von Wendenstein, „es ist ein wahrer Skandal, wo soll denn dieser Rückzug enden? Wir werden so lange rückwärts gehen, bis wir auch dort auf den Feind stoßen, der doch irgendwo vom Norden kommen muß und dann —“

„Dann können wir endlich kapituliren!“ rief Herr von Stolzenberg bitter und ließ sein Pferd einen Satz machen, — „denn darauf muß doch diese Art Kriegführung endlich hinauslaufen.“

Der Oberstlieutenant Graf von Kielmannsegge kam in raschem Trabe an den Zug der jungen Offiziere herangeritten.

„Sehen Sie dort, meine Herren!" rief er und deutete hinüber nach dem entfernt in der Ebene liegenden Ufer, — „was ist das, — dort ist ein lebhaftes Feuer im Gange!"

„Man wechselt einige Schüsse beim Rückzuge, — die Brigade Knesebeck marschirt dort ab," sagte Herr von Wendenstein. —

„Wir werden von dorther bald den Feind in der Flanke haben!" sagte Herr von Stolzenberg, — und beide Offiziere nahmen ihre Gläser zur Hand und blickten nach der Richtung, welche Graf Kielmannsegge aufmerksam verfolgte.

„Es ist das Garderegiment," sagte Herr von Stolzenberg, — „wahrhaftig, sie gehen nicht zurück, sie stehen dicht am Ufer —"

„Die feindlichen Tirailleurs werden zurückgezogen!" rief Herr von Wendenstein lebhaft.

„Sie halten —" sagte Graf Kielmannsegge, fortwährend durch sein Glas blickend, — „unsere Bataillone formiren sich, — sie gehen an den Fluß vor — hinein, — hurrah!" rief er, „sie gehen vorwärts zum Angriff!"

„Und wir stehen hier still!" rief Herr von Wendenstein, seinen Säbel halb aus der Scheide ziehend und wieder mit hellem Klirren zurückstoßend.

In diesem Augenblick sprengte der Oberst de Vaux mit dem Brigadestabe heran.

„Das Garderegiment geht über die Unstrut vor!" rief ihm Graf Kielmannsegge entgegen.

„Ich habe es gesehen!" rief der Oberst, — „und der Teufel mag hier still stehen, — jetzt muß der Würfel fallen, — schlimm genug, daß wir alle die Positionen wieder nehmen müssen, die wir vorher so ohne Weiteres dem Feinde überlassen haben! — Was steht dort in der Nähe?" fragte er seinen Adjutanten.

„Es ist das erste Bataillon des zweiten Regiments und das erste Jägerbataillon!" erwiederte dieser.

„Bringen Sie sie schnell hieher!"

Der Adjutant sprengte zu den in der Nähe stehenden Kolonnen und führte sie im Geschwindschritt dem Obersten zu.

Dieser stieg vom Pferde und setzte sich an ihre Spitze.

„Und was soll ich thun?" rief Graf Kielmannsegge.

„Reiten Sie an der Unstrut herab," sagte der Oberst, „überschreiten Sie den Fluß, wo Sie können, und handeln Sie nach den Umständen, — wo möglich

fallen Sie in die rechte Flanke des Feindes und bringen Sie jene feindlichen Batterieen da drüben zum Schweigen!"

„Zu Befehl, Herr Oberst!" rief Graf Kielmannsegge. In wenig Augenblicken war das Regiment formirt zum Marsch und dahin ritt es im scharfen Trabe den Fluß entlang.

Von der Seite her, wo die zwei Bataillone des Garderegiments den Fluß überschritten hatten, drang wieder starkes Gewehrfeuer herüber. Das erste Bataillon unter dem tapfern Oberstlieutenant von Landesberg rückte langsam in gerader Linie gegen Langensalza vor, das zweite Bataillon wendete sich links der Mühle zu, welche hier den Mittelpunkt der feindlichen Position bildete und dem Obersten de Vaux schräg gegenüber lag.

„Jetzt ist es Zeit!" rief dieser, befahl seinem Adjutanten, der ganzen Brigade die Ordres zum Vorrücken geben zu lassen, und ließ Sturmmarsch schlagen.

Vor ihm lag eine völlig schutzlose Fläche von vier- bis fünfhundert Schritt, zum Theil mit hoher dichter Rapsfrucht bestanden. Diese ganze Fläche wurde von dem Feuer der feindlichen Linien und von dem der Artillerie auf den dahinterliegenden Höhen bestrichen.

Die Tambours schlugen, der Oberst hob seinen Degen und in regelrechter Ordnung wie beim Parade-

marsch stiegen die Bataillone die absinkende Fläche hinab.

Mächtige Lücken riß das feindliche Feuer in die Reihen, welche, durch das Rapskraut gehindert, nur langsam vorrücken konnten, — aber ruhig schlossen sich die Glieder und in kurzer Zeit standen die Bataillone hart an den Ufern der Unstrut, von wo sie nun ihrerseits ein mörderisches Feuer zum Feinde hinübersendeten, der seine Tirailleure zurückzog und seine ganzen Kräfte um die Mühle konzentrirte.

Der Uebergang des Garderegiments über die Unstrut und der kühne Vormarsch des Obersten de Vaux war inzwischen von allen Stellungen der Armee aus gesehen worden und hatte eine allgemeine Offensive zur Folge.

Kein Offizier erwartete einen Befehl; mit lautem Hurrah brachen die Mannschaften aus den Positionen auf, wo sie gerade standen, und rückten vor, wo sie am schnellsten an den Feind kommen konnten und wo sie am wirksamsten in den Gang des Gefechts eingreifen zu können glaubten.

Ueberall überschritt die Infanterie theils schwimmend die Unstrut und drang gegen die feindlichen Stellungen vor. Die Batterieen, welche vorher zurückgezogen waren, rückten vor und unterstützten den Angriff

durch ein unausgesetztes Feuer, und die Kavallerie drang, wo sie konnte, über den Fluß und rückte der Gefechtsgegend zu.

Die ganze hier operirende feindliche Macht konzentrirte sich um die erwähnte Mühle und ihre Seitengebäude, welche zugleich den Schlüssel zur Stellung des Centrums der preußischen Armee bildete und von einem tiefen Mühlgraben umgeben war.

Gegen diese Mühle rückte das Garderegiment heran; ihr gegenüber lagen zwei Brücken über die Unstrut, welche durch Barrikaden geschlossen waren und stark vertheidigt wurden.

Von den Höhen herab rückte eine Kompagnie, von ihrem Hauptmann geführt; ohne aufzuhalten ging sie vor, nahm die Brücken im Sturm und drang von dieser Seite ebenfalls gegen die Mühle vor, — während unter einzelnen Lieutenants kleine Abtheilungen überall den Fluß durchwateten und durchschwammen und von allen Seiten gegen diese feste Position des Feindes heranstürmten.

Vor dieser Mühle entwickelte sich nun ein lebhaftes Gefecht. Truppen von allen Regimentern, theilweise in kleinen Abtheilungen, vereinigten sich zum Sturm gegen die Gebäude.

Dreimal stürmten die Lieutenants Köring, Leue

und Schneider mit unerhörter Tapferkeit, von Kugeln durchbohrt fiel der Lieutenant Leue an der Spitze seiner Abtheilung, — aber ihre Zahl war zu gering, der Mühlgraben zu tief und das Feuer aus der Mühle zu verheerend.

Da erschien der Generaladjutant Oberst Dammers hier, um den Stand des Gefechts zu sehen und dem Könige Bericht zu erstatten. Neben ihm ritt der Prinz Hermann Solms, welcher von Ungeduld verzehrt sich die Erlaubniß erbeten hatte, den Generaladjutanten zu begleiten.

Eben schlossen sich die stark gelichteten Reihen wieder, um einen neuen Sturm gegen die Mühle zu unternehmen.

Da plötzlich fielen von einer vorgeführten preußischen Batterie her Granaten unter die zum Sturm Bereiten, während ein neues heftiges Zündnadelfeuer aus der Mühle gegen sie begann.

Die Abtheilungen stutzten unter diesem mörderischen Kugelregen.

Mit zwei Sätzen seines Pferdes war der Prinz in dem Raum zwischen ihnen und der Mühle.

„Sie sind nicht so böse, wie sie aussehen!“ rief er heiter zu den Leuten gewendet, und indem er ruhig sein Pferd anhielt, nahm er die Mütze ab und grüßte

scherzend eine Granate, welche über seinen Kopf hinflog und dann seitwärts in den Boden schlug.

„Hurrah!“ riefen die Soldaten und von Neuem stürmten sie, von den tapfern Lieutenants geführt, gegen die Mühle.

In diesem Augenblick aber rückten von den Brücken her zwei geschlossene Kompagnieen und unmittelbar hinter ihnen das Bataillon des Oberstlieutenants Flökher heran. Zugleich krachte es hinter den Stürmenden von der Höhe von Merxleben her und in schneller Folge schlugen die Vollkugeln einer schnell heraufgefahrenen hannöverischen Batterie in die Mühle, das Dach zersplitternd und die Mauern zerreißend.

Da sah man die tapfern Vertheidiger des Gebäudes, das in kurzer Zeit ein Trümmerhaufen sein mußte, auf der entgegengesetzten Seite herausbrechen und sich in dichten Haufen über die Chaussee nach der Stadt hin zurückziehen. Aber in demselben Augenblick erhielten die Fliehenden von dem nun herangekommenen zweiten Bataillon des Garderegiments ein mörderisches Flankenfeuer und zugleich brachen über die Brücken zwei Husarenschwadronen hervor und brausten mit hochgeschwungenen Säbeln heran.

Ein Theil der Fliehenden eilte über das Feld hin und erreichte glücklich die weiter zurückstehenden preußi=

schen Abtheilungen, die letzten der Besatzung kehrten in das zerschossene Gebäude zurück und bald sah man an einem der Fenster desselben ein weißes Tuch wehen.

Sofort hörte das Feuer auf, der Oberstlieutenant Flökher ritt an das schon zerschossene und nunmehr schnell geöffnete Thor und die letzten der braven Vertheidiger, etwa hundert Mann vom fünfundzwanzigsten preußischen Infanterieregiment, streckten das Gewehr. Der Hof der Mühle war von Leichen und Verwundeten gefüllt — vor derselben lagen die gefallenen hannöverischen Soldaten. Das ganze Gehöft starrte mit seinen leeren Fensterhöhlen, mit seinen zerrissenen Mauern in den sonnigen Tag hinein, — ein Bild der Zerstörung, des Grauens, des Todes.

Der Generaladjutant ritt an den Prinzen Hermann heran.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, mein Prinz," sagte er, „Sie haben sich die schönste Feuertaufe geholt, — nur haben Sie sich unnütz exponirt; was hätte ich dem König sagen sollen, wenn Ihnen ein Unglück widerfahren wäre?"

„Was bleibt mir übrig," sagte der Prinz lächelnd und zupfte den keimenden Flaum auf seiner Lippe, — „der König hat mich in's Hauptquartier beordert, — sollte man sagen, daß ich mich vor dem Feuer fürchte?"

„Das hätte man wohl nicht gesagt,“ erwiederte der Oberst, indem sein Blick freundlich auf dem noch fast knabenhaften jungen Mann ruhte.

„Es ist besser, wenn man es gar nicht sagen kann!“ rief der Prinz und sprengte mit dem Generaladjutanten davon.

Von diesem Augenblick war der Rückzug des Feindes entschieden. Langsam und geordnet, in unaufhörlichem Feuer gingen die preußischen Truppen in Quarrés geformt in der Richtung auf Gotha zurück, gedeckt von ihren Batterieen, welche den unaufhaltsam vorrückenden Hannoveranern ihr mörderisches Feuer entgegensendeten.

Längst schon hatte der kommandirende General den Befehl zur allgemeinen Offensive gegeben, — aber dieser Befehl traf nur noch die wenigsten Truppen, und wenn er sie traf, war er überflüssig, denn die Offensive war allgemein und kein Befehl hätte sie aufgehalten.

Während so im Centrum die preußische Stellung gebrochen wurde, war Graf Kielmannsegge mit seinen Dragonern an der Unstrut entlang geritten, um den besten Ort zum Uebergang über dieselbe zu finden. Aber lange konnte ein solcher nicht entdeckt werden, das Ufer fiel steil ab und war mit Gestrüpp verwachsen. Man mußte stromabwärts bis zum Dorfe Nägelstedt reiten,

wo man endlich eine Brücke vorfand und so in das freie Feld am andern Ufer gelangte.

In scharfem Trabe eilten nun die Dragoner durch das Feld hin, näher und näher ertönte das Gewehrfeuer, — weit hinaus war schon der Feind zurückgedrängt und das Gefecht wogte in der Ebene südlich von Langensalza.

Eine sanft aufsteigende Anhöhe erhob sich vor den Dragonern, das Regiment ritt hinauf und sah sich der offenen Flanke des Feindes gegenüber.

Hier standen zwei preußische Quarrés im langsamen Rückzuge begriffen, fortwährend anhaltend und feuernd und auf einer Höhe den Dragonern gegenüber sah man eine preußische Batterie, welche den im Centrum anrückenden Hannoveranern ihre Kartätschen entgegensendete.

Die Dragoner waren allein, — zwischen ihnen und den hannöverischen Truppen standen die preußischen Abtheilungen.

„Jetzt endlich ist der Augenblick gekommen!" sagte der Lieutenant von Wendenstein, der mit seinem Zug neben dem Premierlieutenant von Stolzenberg hielt, — „Gott sei Dank, daß es etwas zu thun gibt. — Es ist doch in solchem Augenblick besser, verliebt zu sein," — fügte er hinzu, indem er probirte, ob der Säbel

fest in der Hand lag, — „seht Ihr, — jetzt weiß ich, woran ich denken soll, und —"

„Da war es wieder!" sagte Herr von Stolzenberg, leicht zusammenschauernd, „— lebt wohl, alter Freund, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten —"

„Unsinn!" rief Herr von Wendenstein, — „doch paßt auf — es geht los!"

Das Kommando war gegeben, daß die vierte Schwadron die gegenüberstehende Batterie nehmen und die zweite und dritte gegen die feindlichen Quarrés vorgehen solle.

Die beiden Schwadronen rückten langsam den noch fernen Quarrés entgegen, welche sie stehenden Fußes erwarteten, während der Rittmeister von Einem an der Spitze seiner Dragoner den Abhang hinabjagte, der auf der gegenüberliegenden Aufsteigung stehenden Batterie zu.

Die Geschütze hatten ihre Mündung gegen die anstürmenden Dragoner gerichtet, — ein verheerendes Kartätschenfeuer empfing die Schwadron.

Die Reiter stürzten zahlreich, die zwei Trompeter fielen, aber unaufhaltsam jagte die Schwadron vorwärts, weit voran der Rittmeister mit hoch geschwungenem Säbel.

Immer rasender wurde der Ritt, schon war die Batterie fast erreicht, als noch einmal die Geschütze sich

entluden und fast aus unmittelbarer Nähe ihre Kartätschenladungen unter die tapfern Reiter sendeten.

Wie durch ein Wunder blieb der Rittmeister unverletzt. Der Erste sprengte er zwischen die feindlichen Kanonen und schlug mit einem wuchtigen Hieb seines Säbels einen Kanonier nieder. Die Dragoner folgten ihm im dichten Feuer der die Bedeckung der Batterie bildenden Infanterie.

Eine Kugel traf das Pferd des Rittmeisters, das, zusammenstürzend, ihn fast bedeckte.

Schnell raffte er sich unter dem zuckenden Thier hervor und ließ seinen Säbel in rascher Wendung umherfliegen, um sich gegen die mit gefälltem Bajonett andringende Infanterie zu schützen, während die Dragoner im wilden Handgemenge kämpften.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief der Rittmeister und parirte mit dem Säbel einen gegen seine Brust gerichteten Bajonettstich, — da traf ihn eine aus unmittelbarer Nähe abgeschossene Kugel, der erhobene Arm sank nieder und während er mit der linken Hand das Rad der neben ihm stehenden Kanone ergriff, um sich zu halten, senkten sich drei bis vier feindliche Bajonette tief in seine Brust.

Er brach zusammen, niedersinkend auf einen Haufen von Leichen, — seine im Todeskrampf geschlossene Hand

hielt fest die Speiche der eroberten Kanone. Die Dragoner drängten über ihn hin vorwärts und bald eilten die letzten Vertheidiger der Batterie über das Feld hin.

Die Batterie war zum Schweigen gebracht, wie es befohlen war, — aber ein großer Theil der Dragoner lag da um ihren gefallenen Führer.

Bei den Schwadronen, welche langsam gegen die Quarrés vorrückten, hatte man diesen Angriff mit höchstem Interesse verfolgt, und als die Vertheidiger der Batterie in das Feld flohen, ein lautes Hurrah hinüber schallen lassen.

Als die beiden Schwadronen den Quarrés so weit nahe gekommen waren, daß der Angriff erfolgen konnte, stürmten plötzlich hinter der Anhöhe hervor, auf welcher die genommene Batterie stand, die Gardes du Corps und ihnen folgten in weiterer Entfernung die Gardekürassiere.

Die Gardes du Corps stürzten in gewaltigem Anprall auf das ihnen zunächst stehende Quarré. Zwei auf nächste Distanz abgegebene Salven hielten sie nicht auf — aber das tapfere Quarré stand ungebrochen und die Schwadronen der Gardes du Corps zogen sich seitwärts unter dem fortwährenden Feuer des Quarrés zurück, um sich zum neuen Angriff zu sammeln.

Bei dem zweiten Quarré, welches den Dragonern

zunächst stand, trat der Kommandeur hervor und winkte mit einem Tuche. Der Major von Hammerstein wurde mit seinem Adjutanten und einem Trompeter ihm entgegengeschickt.

„Meine Leute sind erschöpft bis zum Umsinken!" rief der preußische Stabsoffizier, — „ich bin bereit zu kapituliren!"

„Dann bitte ich um Ihren Degen, Herr Kamerad!" erwiederte Herr von Hammerstein, — „und daß Sie die Gewehre niederlegen lassen!"

„Das Letztere soll geschehen!" sagte der preußische Offizier, „meinen Degen zu übergeben aber ist eine zu harte Bedingung! — Doch," fügte er hinzu, „dort kommen Kürassiere!"

Und in der That kamen die Gardeküraſſiere, welche den Gardes du Corps gefolgt waren, an dem ersten Quarré vorbei, zum Angriff formirt, herangesprengt.

„Reiten Sie den Kürassieren entgegen und halten Sie sie auf!" rief Herr von Hammerstein seinem Adjutanten zu.

Dieser sprengte dem heranjagenden Regiment entgegen, aber in der raschen Bewegung und dem ungeheuren Lärm gelang es ihm nicht, sich verständlich zu machen. Das Kürassierregiment setzte seinen Angriffsritt fort.

„Es ist zu spät!" rief der preußische Kommandeur. „Nehmt die Gewehre auf! — Feuer!" kommandirte er, in das Quarré zurücktretend, und eine mörderische Salve empfing die schon in unmittelbarer Nähe daherstürmenden Kürassiere. Die vordersten Reihen stürzten und in schräger Richtung traf der Choc nur die eine Flanke des Quarrés, das ungebrochen stehen blieb.

Der Major von Hammerstein war zurückgeritten und „zur Attake, Marsch, Marsch!" ertönte das Kommando durch die Reihen der Dragoner.

In rasendem Ritt stürmte die zweite Schwadron gegen das Quarré vor.

Eine furchtbare Salve empfing sie, — der Rittmeister sank fast unmittelbar vor dem Quarré zu Boden, — da sprengte mit gewaltigem Satz seines Pferdes der Lieutenant von Stolzenberg hervor, eine Sekunde hielt er fast dicht vor den Spitzen der feindlichen Bajonnette, dann drückte er die Sporen tief in die Weichen seines Pferdes, das sich hoch aufbäumte, und in mächtigem Sprung, mit geschwungenem Säbel und lautem Hurrah setzte der junge Offizier in das Quarré, sofort zusammenstürzend mit dem von Bajonetten durchstoßenen Pferde.

Aber sein Sturz hatte eine tiefe Lücke gerissen und ihm nach drang die Schwadron.

„Das war brav, alter Freund!“ rief Herr von Wendenstein — und in demselben Augenblick sank er nieder neben seinem Kameraden und über ihn hin brausten die Dragoner.

Das Quarré war gesprengt, die Trümmer eilten über das Feld hin.

Aber als die Schwadron der Dragoner sich sammelte, — da war kein Offizier vorhanden und ein Drittel der Mannschaft fehlte.

Die Gardekürassiere hatten sich inzwischen raillirt und kamen an die Stätte dieses glänzenden Kampfes.

Bei der ersten Schwadron ritt ein junger Soldat in einem alten Uniformsrock, der augenscheinlich nicht für ihn gemacht war, seine einfachen grauen Hosen steckten in den Stiefeln. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze, unter welcher er eine Stirnwunde mit einem weißen Tuche leicht verbunden hatte.

„Wo ist der Lieutenant von Wendenstein?“ fragte er einen Dragoner, als die Reste der zweiten Schwadron herankamen.

„Dort liegen alle unsere Offiziere!“ antwortete der Dragoner, indem er auf den Knäuel von Menschen und Pferden deutete, welcher die Stelle bezeichnete, auf welcher das feindliche Quarré gestanden hatte.

„Todt?!“ rief der Kürassier, — „da kann ich ihn

nicht liegen lassen, ich habe versprochen, für ihn zu sorgen, — und man soll nicht sagen, daß Fritz Deyke sein Wort nicht hält. — Mein armer Lieutenant!"

Rasch entschlossen ritt er aus dem Glied an seinen Offizier heran.

„Herr Lieutenant!" sagte er, dienstlich salutirend, — „ich bin in Langensalza zur Armee gekommen und den Kürassieren zugetheilt worden, ich hoffe, der Herr Lieutenant können mir bezeugen, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe?"

„Du hast Dich brav gehalten," sagte der Offizier.

„Nun, Herr Lieutenant," fuhr der junge Mensch fort, „heute scheint's doch zu Ende zu sein und eine Schmarre habe ich ohnedieß über der Stirn, aus der mir das Blut in die Augen fließt, da möchte ich wohl um Urlaub für heute bitten."

Der Offizier sah ihn erstaunt an.

Eine dunkle Röthe flog über das Gesicht des Kürassiers.

„Herr Lieutenant!" rief er, — „ich bin aufgewachsen in Blechow mit dem Sohn unseres Amtmanns, dem Lieutenant von Wendenstein von den Cambridge-Dragonern, — und als ich aufbrach, um die Armee zu suchen, da hat seine Mutter zu mir gesagt: ‚Fritz — sorge für meinen Sohn, so gut Du kannst,' und das

hab' ich versprochen, Herr Lieutenant, — und nun, — da liegt der junge Herr unter den Leichen, — soll ich ihn da liegen lassen?"

Der Offizier sah ihn freundlich an.

„Geh' hin, mein braver Junge," sagte er, „und melde Dich wieder, wenn der Lieutenant Deiner nicht mehr bedarf!"

„Ich danke, Herr Lieutenant!" rief Fritz, und das Kürassierregiment rückte vor zur Verfolgung des Feindes.

Inzwischen war auch das andere Quarré durch einen erneuten Choc der Gardes du Corps gesprengt, — die Kavallerie verließ den Platz und binnen Kurzem war auf der Stätte aller dieser Kämpfe, alles dieses Lärms nur ein wüst durcheinander liegender Haufen von Leichen in einer tiefen Blutlache, Menschen und Pferde, Freund und Feind durcheinander.

Fritz Deyke war allein auf dieser Stelle des Entsetzens.

Er stieg ab, nahm den Zügel seines Pferdes in die Hand und näherte sich dem Platz, auf welchem die Dragoner in das Quarré gesprengt waren.

Das Pferd sträubte sich und riß mit dem Kopf mächtig rückwärts am Zügel.

Er führte es zurück und band es an den Stamm

eines der Bäume, welche die nahe vorüberführende Chaussee einfaßten.

Dann ging er wieder gegen den Haufen von Gefallenen vor.

Einige Verwundete richteten sich ächzend empor und baten um einen Tropfen Wasser.

Ein Schauer lief durch die Glieder des jungen Menschen.

„Ich kann nicht Allen helfen, aber verschmachten sollt ihr nicht!“ sagte er.

Er blickte umher. Neben der Chaussee lief ein Graben, — er konnte Wasser enthalten.

Schnell ergriff er zwei am Boden liegende Helme und eilte dem Graben zu. Es war wirklich Wasser darin, — aber wenig und trübe, — die anhaltende Hitze hatte überall die Feuchtigkeit aufgesogen.

Mühsam füllte er die Helme mit der trüben, lauwarmen Flüssigkeit und sie wie zwei Eimer an den Sturmriemen tragend, kehrte er zu den Verwundeten zurück, deren brennende Blicke mit dem Ausdruck unaussprechlicher Sehnsucht ihm entgegenstarrten. Er zog seine Feldflasche hervor, that in jeden der Helme etwas von ihrem Inhalt und tränkte mit dieser Flüssigkeit die Verschmachtenden, — unparteiisch seine Liebesgabe zwischen Hannoveranern und Preußen vertheilend.

„So — jetzt habt ein wenig Geduld!“ sagte er freundlich, — „den ersten Krankenwagen, den ich sehe, werde ich herschicken!“

Und er begann den Leichenhaufen zu durchsuchen.

Da lagen sie übereinander, die tapfern Dragoner und die braven preußischen Infanteristen, theils ruhigen, friedlichen Ausdruck in den Gesichtern, theils in starren Verzerrungen, manche so furchtbar zerrissen von Kugeln und Stichen, daß dem braven Kürassier das Herz bebte und er einen Augenblick die Augen schließen mußte, um neue Kraft zu sammeln zu seinem grauenvollen Geschäft.

Aber unverdrossen suchte er weiter, die todten Körper bei Seite legend, die Pferde mit mühsamer Kraftanstrengung fortwälzend.

„Da ist Herr von Stolzenberg!“ rief er, den von Blut überschwemmten Körper des jungen Offiziers, der mit dem Gesicht am Boden lag, umwendend, — „der schöne, brave Herr — und so früh zu sterben! — An dem ist Alles verloren!“ — sagte er traurig, — eine Kugel hatte einen Theil des Schädels fortgerissen und aus unzähligen Stichwunden strömte noch das allmälig erstarrende Blut.

Fritz Deyke beugte sich über die Leiche, faltete die Hände und betete ein stilles Vaterunser.

„Aber hier!" rief er dann, „liegt ja der arme Roland, mausetodt, das treue, gute Thier, — und darunter — wahrhaftig, da ist mein Lieutenant!"

Er wälzte das todte Pferd zur Seite.

Unter demselben lag der Lieutenant von Wendenstein, starr und bleich, die linke Hand auf die Brust gedrückt, in der rechten den Säbel, die Augen weit geöffnet und gläsern gen Himmel starrend.

„Todt!" rief Fritz Deyke mit schmerzlichem Aufschrei, „er ist wirklich todt!" Und er beugte sich schmerzlich auf den Körper des gefallenen Offiziers nieder.

„Aber mitnehmen muß ich ihn!" rief er entschlossen, — „hier darf er nicht bleiben, — wenigstens will ich den alten Herrn und die arme Frau Mutter an sein Grab führen können. — Wie fürchterlich die schönen, freundlichen Augen starren!" sagte er schauernd, — „aber wo ist er verwundet? — der Kopf ist ganz heil, — ah hier in der Brust, er hat die Hand darauf gedrückt, — da sickert noch das Blut hervor! — Aber die Augen kann ich nicht ansehen!" rief er, — „die starren, todten Augen, die im Leben so fröhlich und freundlich waren!"

Er beugte sich nieder und legte die Hand auf das Haupt des Gefallenen, um seinem Jugendgespielen sanft die Augen zu schließen. —

„Heiliger Gott im Himmel!“ schrie er plötzlich auf, — „er lebt, die Augenlider bewegen sich!“

Und er faltete die Hände und blickte mit ängstlicher Spannung auf das Gesicht des am Boden Liegenden.

In der That bewegten sich die Augenlider, schlossen sich langsam und öffneten sich wieder, — einen Augenblick schien ein Blitz des Lebens in den Augen aufzuleuchten, dann nahmen sie wieder ihren starren gläsernen Ausdruck an.

Fritz Deyke sank auf die Kniee nieder.

„Großer Gott im Himmel!“ sprach er zitternd und hastig, — „und wenn Du mir in meinem ganzen Leben keine Bitte mehr erhören willst, hilf mir jetzt den armen Herrn retten!“

Schnell zog er seine Feldflasche hervor, öffnete den Mund des Verwundeten und goß einen mäßigen Schluck Branntwein hinein.

Dann beobachtete er mit angstvollen Blicken den Erfolg dieser Prozedur.

Ein leises, fast unmerkliches Zittern zog durch die Glieder des Lieutenants, die Augen belebten sich einen Augenblick und richteten sich mit fragendem Ausdruck auf den jungen Bauern, leicht öffneten sich die Lippen, ein röthlicher Schaum drang am Rande derselben hervor und ein langer Athemzug hob die Brust.

Dann schlossen sich die Augenlider und das Gesicht verlor jenen entsetzlichen Ausdruck der Starrheit des Todes. Aber kein weiteres Lebenszeichen ließ sich entdecken.

„Jetzt vor Allem fort nach der Stadt!“ rief Fritz Deyke, hob mit seinen kräftigen Armen den Körper des jungen Offiziers auf und trug ihn zu seinem Pferde.

Mühsam erkletterte er den Sattel, immer den bewegungslosen Körper haltend, zog diesen nach sich und brachte ihn, umschlungen von seinem rechten Arm, in eine sitzende Stellung vor sich, während er mit der Linken die Zügel führte.

Rasch ritt er querfeldein der Stadt zu.

Die von den Dragonern, den Gardes du Corps und den Kürassieren zersprengten Quarrés und die von dem Rittmeister von Einem genommene Batterie waren fast der letzte Widerstand gewesen, der von preußischer Seite noch geleistet wurde.

Mächtig waren aus dem Centrum die hannöverischen Brigaden vorgedrungen und bald war das ganze Gefechtsfeld bis weit hinaus nach Gotha hin von den hannöverischen Truppen besetzt.

Wie die nicht marschfertige Armee die unerhörtesten Märsche — leider zwecklos — gemacht hatte, so hatte nun die nicht schlagfertige Armee aus eigener unwiderstehlicher Initiative geschlagen und gesiegt. —

Auf dem Hügel bei Merxleben aber hatte den ganzen Tag über der König und sein Gefolge gestanden.

Nicht einen Augenblick hatte Georg V. den Sattel verlassen. Er hatte kurze Fragen gestellt über den Gang der Schlacht, die ihm von den Herren des Gefolges beantwortet wurden; vom kommandirenden General waren keine Meldungen gekommen; wurde doch die Schlacht geschlagen von den einzelnen Offizieren und ihren Abtheilungen, welche nicht mehr rückwärts gehen wollten und die Offensive ergriffen hatten, wo Jeder gerade stand und in der Weise, wie es ihm am zweckmäßigsten und erfolgreichsten erschien.

Der König sah nichts, er hörte über sich den zischenden Flug der Kugeln, rings um sich her den Donner der Kanonen, — aber das wechselnde, lebendige Bild fehlte, welches die Sinne ergreift und in zitternder Erregung fesselt.

Wie ein ehernes Bild stand er da, keine Spur der inneren Bewegung zeigte sich auf seinem ruhigen Antlitz, — seine stete Frage war, ob die Truppen ihn sehen könnten.

Als endlich der Generaladjutant den Hügel heraufgesprengt kam und die Nachricht brachte, daß das Centrum des Feindes durchbrochen sei, — als die Gardekürassiere, welche hinter dem Standort des Königs in

Reserve gehalten hatten, rasselnd vorbeizogen, mit lautem Hurrah den königlichen Kriegsherrn begrüßend, um zur Verfolgung des Feindes in die Ebene hinab zu reiten, — als nun endlich auch ein Adjutant des kommandirenden Generals mit der Meldung erschien, daß der Sieg der hannöverischen Waffen zweifellos sei, da hob ein langer Athemzug die Brust des Königs und er sagte: „Ich will absteigen!“

Die Reitknechte eilten herbei, — der König stieg vom Pferde.

Sämmtliche Herren traten heran, ihm ihre Glückwünsche auszusprechen.

„Viele tapfere und brave Herzen haben ausgeschlagen, — Gott gebe ihnen den ewigen Frieden!“ sagte der König mit tiefem Ernst.

Er stand lange gedankenvoll.

„Ich bin etwas erschöpft,“ sagte er dann, — „gibt es etwas zu trinken?“

Die Nächststehenden griffen nach ihren Feldflaschen, — sie waren leer.

„In unserem Wagen ist etwas Sherry,“ sagte der Regierungsrath Meding.

„Ich habe einen Reisebecher bei mir!“ rief Graf Platen und zog aus einem Etui einen silbernen Becher.

Der Regierungsrath Meding eilte zu den Equipagen

und kam bald mit einer halben Flasche Sherry und einem kleinen Weißbrod zurück. Er goß den Wein in den kleinen Becher und reichte ihn dem König.

Georg V. trank ihn aus und aß einen Bissen Brod.

„Jetzt bin ich gestärkt!" rief er, — „wollte Gott, daß jeder meiner Soldaten dasselbe sagen könnte!"

„Ich will etwas gehen," sagte er dann, nahm den Arm des Regierungsraths Meding und schritt auf der Höhe des Hügels langsam auf und ab.

„Gott hat unsern Waffen den Sieg gegeben," sprach er mit bewegter Stimme, — „was ist nun zu thun?"

„Majestät," sagte der Regierungsrath, — „wenn so viel edles Blut nicht umsonst vergossen sein soll, so müssen wir auf der Stelle nach Gotha, dort die Eisenbahn überschreiten und die Bayern zu erreichen suchen."

Der König seufzte.

„O daß ich mich an die Spitze der Armee setzen könnte und sie vorwärts führen! — Man wird aber Schwierigkeiten machen, Bedenken erheben, — Sie wissen, welche Bedenken der Generalstab stets erhebt, — im Kriegsrath —" er blieb sinnend stehen.

„Lassen Eure Majestät im Kriegsrath Protokoll führen, damit man wenigstens jene Bedenken schwarz

auf weiß hat und sie genau konstatiren kann," sagte der Regierungsrath.

„Das soll geschehen!" rief der König lebhaft, — „Sie sollen das Protokoll führen, — ich bin der Geschichte verantwortlich für das was geschieht — und versäumt wird!" —

Ein Adjutant des kommandirenden Generals sprengte heran.

„Der Generallieutenant von Arentschildt läßt Eure Majestät bitten, Allerhöchstihr Hauptquartier in Langensalza zu nehmen!"

„Zu Pferde!" rief der König.

Die Adjutanten eilten herbei, die Pferde wurden vorgeführt und der königliche Zug setzte sich in Bewegung, den Hügel herab über das Schlachtfeld hin.

Ernst und ruhig ritt der König der Stadt zu. An der Mühle vorbei ging der Zug, Leichenhaufen lagen am Wege, die Hufen der Pferde wurden geröthet vom Blut, das in großen Lachen am Boden stand. Der König sah es nicht. Er hörte das Hurrah der Truppenabtheilungen, welchen er begegnete und die ihn laut jubelnd begrüßten, — keine Siegesfreude belebte sein edles Gesicht, kalt und still saß er auf seinem Pferd, — er dachte der Gefallenen, welche den Sieg mit ihrem Leben erkauft, — er dachte der Zukunft und mit banger Sorge

fragte er sich, ob der Preis des Sieges die ersehnte Frucht bringen werde: die Rettung der Armee aus der gefahrvollen Stellung, in welche sie geführt war.

Das königliche Hauptquartier etablirte sich im Schützenhause zu Langensalza.

Kaum hatte sich der König ein wenig erfrischt, so befahl er, den kommandirenden General und den Chef des Generalstabes zu rufen, und lud zugleich den General von Brandis, den Grafen Platen, den Grafen Ingelheim, den Kabinetsrath und den Regierungsrath Meding ein, dem Kriegsrath beizuwohnen, der über die nun zu treffenden Maßregeln entscheiden sollte.

Es war neun Uhr Abends, als die befohlenen Herren sich im Zimmer des Königs versammelten.

Der König drang auf sofortigen Vormarsch nach Gotha. Der Regierungsrath Meding schickte sich dem Befehl des Königs gemäß an, das Protokoll zu führen. Der kommandirende General und der Chef des Generalstabes aber erklärten, daß die Armee in einem solchen Zustande der Erschöpfung sei, daß sie nicht marschiren könne. Vergebens machte General Brandis geltend, daß auch für die ermüdete Armee der kurze Marsch nach Gotha, wo sie vortreffliche Quartiere und reichliche Verpflegung finden würde, besser sei als das Bivouakiren im Felde ohne Lebensmittel, — der Generalstabschef

erklärte einen Marsch für absolut unmöglich und der kommandirende General lehnte jede Verantwortlichkeit für einen solchen ab. Beide Herren baten dringend, den Kriegsrath verlassen zu dürfen, da ihre Anwesenheit bei den Truppen unumgänglich nöthig sei.

Ohne Resultat ging der Kriegsrath auseinander — und der König zog sich zurück, um nach der schweren Anstrengung des Tages zu ruhen.

Rings um die Stadt her aber leuchteten die Bivouakfeuer der Truppen und so lauter Gesang, so fröhliche Stimmen drangen von allen Seiten herüber, daß es schwer war, an die tiefe Erschöpfung dieser Soldaten zu glauben, welche zu schwach sein sollten, um zwei Stunden nach Gotha zu marschiren, wo sie Ruhe und Stärkung hätten finden können.

Fritz Deyke war inzwischen mit dem Lieutenant von Wendenstein vor sich in die Stadt hineingeritten, ohne zu wissen, ob der junge Mann noch lebte oder todt war. Schwer lag der Körper in seinen Armen, schlaff hingen die Glieder herab und von dem scharfen Ritt hatte die Brustwunde wieder zu bluten angefangen.

Der junge Bauer ritt in die Stadt hinein, in deren Straßen man gefochten hatte und welche von den Einwohnern verlassen schien, die sich sämmtlich in die hintern Räume der Häuser geflüchtet hatten.

„Wo finde ich nun das beste Quartier?“ sagte er zu sich selbst — „im Gasthof wird es wohl noch die beste Pflege geben,“ — meinte er nach augenblicklichem Besinnen und ritt weiter in die Stadt hinein, um irgend einen Gasthof zu suchen. An einer Wendung der Straße lag hinter einem hübschen, sauber gepflegten Vorgarten ein großes weißes Haus mit ausgedehnten Nebengebäuden. Grüne verschlossene Jalousieen bedeckten die Fenster.

Als der Kürassier mit dem leblosen Körper im Arm vorbeiritt, rief aus dem ersten Stock eine frische jugendliche Stimme, mit dem Ausdruck halb des Schreckens, halb des Mitleids:

„Ach, der arme junge Offizier!“

Fritz Deyke wurde sympathisch berührt durch den Klang der Stimme sowohl als durch den Ausdruck des Mitgefühls für seinen Lieutenant und blickte an dem Hause empor.

Ein frischer blonder Mädchenkopf hatte sich hinter einer halb geöffneten Jalousie vorgestreckt und zog sich, als der Soldat heraufblickte, schüchtern zurück, ohne indeß die Jalousie ganz zu schließen.

War es der Ausdruck der Stimme, war es der theilnahmsvolle Blick der hellen blauen Augen, welche noch immer durch die geöffnete Spalte auf das sonderbare und traurige Bild da unten herabsahen, die in dem

jungen Menschen den plötzlichen Gedanken aufsteigen ließen, in diesem behaglich und wohlhabend aussehenden Hause Quartier für seinen Offizier zu suchen, — genug, er hielt sein Pferd an und rief hinauf:

„Ja, der arme junge Offizier bedarf Ruhe und Pflege — und ich belege hier im Hause Quartier für ihn!"

Die Worte waren befehlend und kategorisch — gehörte er doch der Armee an, welche siegreich in die Stadt einzog, — aber der Ton war sanft und bittend und es war wohl dieser Ton, welcher das junge Mädchen bewog, das Fenster wieder ganz zu öffnen und den Kopf herauszustrecken. Zugleich erschien hinter ihr ein alter wohlbeleibter Mann mit rothem vollen Gesicht und kurzem grauen Haar, welcher finster auf den hannöverischen Soldaten herabsah.

„Quartier ist im Hause vorhanden, wenn's sein muß," sagte er kurz und ziemlich unfreundlich, — „aber mit der Pflege wird es schlimm aussehen und zu essen haben wir selbst kaum!"

„Dafür werde ich sorgen!" rief Fritz Deyke — „kommt nur herab und helft mir meinen Lieutenant herauftragen!"

Der Alte zog sich mürrisch vom Fenster zurück, während das junge Mädchen freundlich herabrief: „Ein Bett für den armen Verwundeten werde ich gleich be-

sorgen, — dann werden wir sehen, was weiter zu thun ist."

Und sie verschwand ebenfalls vom Fenster.

Der alte Mann hatte inzwischen die Hausthüre geöffnet und war an den Reiter herangetreten.

„Ich kann Euch nicht willkommen heißen in meinem Hause," sagte er finster und derb, „denn Ihr gehört zu den Feinden meines Königs und meines Landes, — aber Quartier geben muß ich Euch freilich — und," fügte er hinzu, indem er einen mitleidigen Blick auf den bleichen Offizier warf, — „ich gebe es auch noch lieber den Verwundeten als den Gesunden."

„Hier ist von Freund und Feind nicht die Rede," antwortete Fritz Deyke in ruhigem und freundlichem Ton — „hier handelt sich's um Christenpflicht gegen einen armen Verwundeten."

„So kommt!" sagte der Alte einfach und näherte sich dem Pferde.

Fritz Deyke ließ den Körper des Lieutenants sanft in die Arme des alten Mannes gleiten, stieg ab, band sein Pferd an den niedrigen Zaun des kleinen Vorgartens und Beide trugen den leblosen Offizier in das Haus.

„Hier hinauf!" sagte der Alte und deutete auf die Treppe, welche aus dem reinlichen Flur in das obere Stockwerk führte.

Fritz Deyke stieg, sanft den Kopf des Verwundeten tragend, die Stufen hinan, während der Alte den Körper stützend folgte.

Oben dehnte sich ein langer Korridor aus, zu dessen beiden Seiten die Zimmerthüren lagen.

Das junge Mädchen stand hier erwartend, eilte dann voran und öffnete die Thür eines großen zweifenstrigen Zimmers nach dem Hofe, welches einfach, aber mit einer gewissen Eleganz möblirt war und in welchem ein schneeweiß überzogenes Bett den Verwundeten erwartete.

Fritz Deyke legte mit Hilfe des alten Mannes den verwundeten Offizier sanft darauf nieder.

„Nun, junger Mensch!“ sagte der Alte, indem er mit ernstem Blick vor den Kürassier hintrat, „jetzt ist Euer Offizier in Sicherheit und es soll ihm nichts zu seiner Pflege mangeln, was mein Haus bieten kann, — das Haus des Bierbrauers Lohmeier“ — fügte er mit einem Ausdruck von würdevollem Selbstbewußtsein hinzu, — „damit Ihr wißt, bei wem Ihr Unterkommen gefunden, — nun kommt, daß wir Euer Pferd in den Stall bringen — und,“ sagte er mit etwas vertraulicherem Ausdruck, — „wenn Ihr könnt, so haltet mir andere Einquartierung vom Halse.“

Beide stiegen die Treppe hinab, während das junge Mädchen im Zimmer bei dem Verwundeten blieb — die

Kissen glättend — und mit wehmüthiger Theilnahme das schöne bleiche, todtenähnliche Gesicht betrachtend.

Mehrere Infanteristen kamen die Straße herauf.

„Wir sollen hier in der Straße Quartier nehmen,“ rief einer von ihnen, — „dort ist ein gut aussehendes Haus, — gehen wir hinein, es wird Raum für uns Alle haben!“

In diesem Augenblick trat Fritz Deyke mit dem alten Brauer aus der Thür.

„Ah, da sind schon Kürassiere!“ riefen die Infanteristen, — „ist bei Euch noch Platz, Kamerad?“

Fritz Deyke legte den Finger auf den Mund.

„Schwerverwundete Offiziere im Hause!“ sagte er, „hier darf nicht laut gesprochen und nicht hart aufgetreten werden!“

„Dann müssen wir weiter gehen,“ sagten die Infanteristen, — warfen theilnehmende Blicke nach den Fenstern hinauf und zogen vorbei.

„Ich danke Euch!“ sagte der alte Brauer freundlich.

Fritz Deyke führte sein Pferd durch die Hofthüre in den Stall, wo es bei den vier Pferden des Brauers seinen Platz fand.

Dann bat er sich ein Stück Kreide aus, ging an die Hausthür und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Schwerverwundete Offiziere!“

„Und nun," rief er, „muß ich fort, um einen Arzt zu finden, — achtet gut auf meinen Lieutenant und rührt ihn nicht an!" Er wollte davon eilen.

„Wartet," sagte der Alte, — „Eure Aerzte werden auf den Verbandplätzen beschäftigt sein, — hier nebenan wohnt unser Hausarzt, ein tüchtiger Mann, den werde ich rufen!"

Er ging hinaus und kam nach einiger Zeit mit einem frisch aussehenden grauköpfigen, freundlichen Herrn zurück.

Sie stiegen die Treppe hinauf, nachdem die Hausthüre sorgfältig von innen verschlossen war.

Der alte Arzt trat an das Bett, während Fritz Deyke mit angstvoller Spannung den Ausdruck in seinen Mienen beobachtete.

Der Arzt schüttelte den Kopf, — öffnete eins der geschlossenen Augenlider des Leblosen, sah in das Auge und sprach dann:

„Das Leben ist nicht erloschen, — ob wir es erhalten können, steht in Gottes Hand! — Jetzt aber muß ich die Wunde sehen, — wir müssen ihn entkleiden, — und Sie, liebe Margareth, schaffen uns etwas warmes Wasser und etwas Wein."

Das junge Mädchen eilte fort. Sorgsam schnitt Fritz Deyke die Uniform, die Beinkleider und Stiefel von dem Körper des Verwundeten.

Eine Wunde zeigte sich in der linken Brust, eine zweite in der Schulter.

„Dieß ist nichts!“ sagte der Arzt, auf die Schulter deutend, — „ein Bajonettstich, der von selbst heilt, — aber hier —“ und er zog aus seinem Etui eine Sonde hervor und senkte sie in die Brustwunde.

„Die Kugel steckt in den Rippen,“ sagte er, — „wenn der Verwundete nicht an Blutverlust und Erschöpfung stirbt, so kann er gerettet werden. Jetzt muß er die tiefste Ruhe haben; bis ich an das Herausziehen der Kugel denken kann, müssen erst einige Kräfte wieder da sein.“

Das junge Mädchen erschien mit warmem Wasser, Leinen und einem Schwamm. Dann stellte sie eine einfache Lampe auf den Tisch, da die Nacht inzwischen herabgesunken war.

Der Arzt reinigte die Wunde und flößte etwas Wein in den Mund des Offiziers. Ein Athemzug öffnete seine Lippen, eine leichte feine Röthe stieg in seine Wangen und er schlug die Augen auf. Ein großer verwunderter Blick fiel auf seine Umgebung, die Augen schlossen sich wieder und kaum hörbar, wie ein flüsternder Hauch drang es aus seinen Lippen hervor:

„Auf Wiedersehen!“

Das junge Mädchen faltete die Hände und richtete die thränenglänzenden Augen nach Oben.

Fritz Deyke nahm seine Mütze ab, schwenkte sie in der Luft und öffnete groß den Mund, — man mußte ein Hurrah erwarten, wie er es unter den lustigen Bauernburschen von Blechow ertönen ließ, auf der Wiese vor dem Dorfe oder im großen Saale des Wirthshauses, aber dieß Hurrah ertönte nicht, der Mund schloß sich wieder, die Mütze flog in eine Ecke und nur ein glücklicher und dankbarer Ausdruck blieb wie ein heller Schimmer auf seinem vorher so traurigen Gesicht haften.

Er hatte einen Ton des Lebens von den Lippen seines Lieutenants gehört; — es war Hoffnung, ihn zu retten!

„Gut, gut," sagte der Arzt, zufrieden mit dem Kopf nickend, „für jetzt ist nichts zu thun, als die tiefste Ruhe um den Verwundeten zu erhalten und ihm so oft als möglich etwas rothen Wein einzuflößen, damit der Blutverlust ersetzt wird. Morgen werde ich versuchen, die Kugel herauszuziehen."

Er entfernte sich, von dem alten Lohmeier begleitet.

Fritz Deyke und Margarethe blieben bei dem Verwundeten, seine Athemzüge beobachtend; mit großer Pünktlichkeit reichte das junge Mädchen dem Kürassier alle fünf Minuten einen Löffel voll Wein, den dieser mit dankbarem Blick empfing und in den Mund des Verwundeten fließen ließ.

Der alte Lohmeier brachte ein kaltes Abendessen

für Fritz Deyke und einen Trunk seines eigenen Bieres. Eilig verzehrte der junge Mensch die Speisen — und sein Appetit bewies sich gut wie immer, — das Bier wies er zurück.

„Ich könnte nicht wachen,“ — sagte er.

„Nun geh' zu Bett, Margarethe,“ sprach der Alte, „wir werden für den Verwundeten sorgen, — das Nachtwachen greift Dich an.“

„Was ist eine durchwachte Nacht, Vater!“ rief das junge Mädchen, „hier handelt es sich um ein Menschenleben, — laß mich hier bleiben, es könnte etwas nöthig sein!“

Der Alte widersprach nicht, und ein freundlicher Blick, den er auf seine Tochter warf, schien ihr Recht zu geben, auch Fritz Deyke sagte nichts, aber mit unendlich dankbarem Ausdruck richteten sich seine großen blauen, treuherzigen Augen auf das junge Mädchen.

Der Alte setzte sich in einen Lehnstuhl und nickte bald ein, die jungen Leute blieben am Bette sitzen und vollzogen pünktlich die Verordnungen des Arztes, mit freudiger Spannung jedes Lebenszeichen beobachtend, das der Verwundete zeigte, — bald durch einen tiefen Athemzug, bald durch eine leichte Röthe, welche über sein bleiches Gesicht flog.

Lange saßen sie schweigend.

„Sie sind ein gutes Mädchen,“ sagte endlich Fritz Deyke, als sie ihm wieder einen Löffel voll Wein gereicht hatte, indem er ihr mit herzlicher Freundlichkeit die Hand reichte, — „wie wird die Frau Mutter meines Lieutenants Ihnen dankbar sein für das, was Sie an ihrem Sohn thun!“

„Ach, die arme Mutter!“ rief sie bewegt und erwiederte den treuherzigen Druck seiner Hand, indem eine Thräne in ihrem klaren Auge glänzte, — „das ist wohl eine sehr vornehme Dame?“

Und Fritz Deyke begann in leisem, flüsternden Tone ihr zu erzählen von der Familie des Lieutenants, von dem alten Amtshause in Blechow, von dem schönen Wendlande mit seinen reichen Fluren und seinen dunkeln Föhrenwäldern, — dann von seinem eigenen Hause, seinem Vater, seinem Hof und Acker, — und das junge Mädchen hörte schweigend und aufmerksam zu, die Bilder, die sich bei den Worten des Soldaten vor ihr öffneten, waren so einfach, so natürlich, so frisch und rein, und sie waren alle vergoldet von dem poetischen Schimmer, welcher den tapfern, braven Kürassier umfloß, der aus der blutigen Schlacht den armen todeswunden Jugendgespielen gerettet hatte und nun so ängstlich das Leben bewachte, das nur durch einen zarten Faden noch in dem gebrochenen Körper haftete.

So zog die Nacht ruhig und still über das Haus des alten Lohmeier dahin. Draußen ertönten die lauten, lustigen Stimmen aus den Quartieren in der Stadt und aus den Bivouaks herauf, überall war lautes Leben und kriegerischer Lärm, — und der alte Brauer, wenn er zuweilen auf seinem Lehnstuhl erwachte, warf einen freundlichen Blick zu dem jungen Soldaten hinüber und zu dem verwundeten Offizier, dessen Anwesenheit sein Haus von anderer Einquartierung freigehalten hatte; denn von allen Truppen waren die Worte respektirt worden, welche Fritz Deyke an die Thüre geschrieben; Niemand hatte an diese Thür geklopft und schweigend war jede Abtheilung vorbeigezogen.

Hell und strahlend stieg der Morgen des 28. Juni herauf, jubelnd begrüßt von den siegesfreudigen, kräftigen Soldaten in ihren Kantonnements. Schon früh war im Hauptqnartier Alles in Bewegung. Der König hatte in einer Ansprache an die Armee mit innigen Worten seinen Dank für ihre hingebende Anstrengung und Tapferkeit ausgesprochen.

Dann fand das Begräbniß der Gefallenen statt, welche — soweit man sie auf dem Schlachtfelde gefunden, auf dem Kirchhofe von Langensalza bestattet wurden.

Der König stand mit seinem Gefolge am Rande des offenen Grabes, in ergreifend kurzer Rede segnete

der Geistliche des Ortes die im Tode zum Frieden vereinten Krieger — Preußen und Hannoveraner — zur ewigen Ruhe ein, und Georg V., der sie nicht sehen konnte, die Leichen der Tapfern, die da vor ihm in der Grube lagen, treue Kämpfer für ihre Pflicht und ihren Kriegsherrn, — er bückte sich schweigend, faßte ein Häuflein Erde und streute mit seiner königlichen Hand den ersten Staub auf jene braven Todten.

„Leicht sei euch die Erde!“ flüsterten die Lippen des Königs und noch leiser fügte er hinzu: „Wohl Dem, der da ruht im ewigen Frieden!“ —

Dann faltete er die Hände, betete ein stilles Vaterunser und schritt am Arme des Kronprinzen dem Schützenhause zu. Auf seinem Wege begrüßten ihn überall die auf den Straßen in Gruppen stehenden Soldaten mit lautem Hurrah und „Vorwärts! Vorwärts!“ hörte man hier und da ihm entgegenrufen.

Tief senkte der König das Haupt. Ein schmerzlicher Ausdruck lag auf seinen Zügen.

Kaum in seinem Zimmer angelangt, ließ er nach dem kommandirenden General senden.

Derselbe war bei den Truppen und es verging eine Stunde, bevor er in das Zimmer des Königs trat.

„Sind die Truppen im Stande zu marschiren?“ fragte der König.

„Nein, Majestät! — die Armee ist kaput! ganz kaput!" — rief der General, sich schallend an die Brust schlagend, — „es sind keine Lebensmittel vorhanden und die Munition reicht zu keinem ernsten Gefechte mehr aus."

„Und was ist nach Ihrer Ueberzeugung zu thun?" fragte der König kalt und ruhig.

„Majestät!" rief der General, „der Generalstab ist einstimmig der Ansicht, daß eine Kapitulation unerläßlich sei!"

„Warum?" fragte der König.

„Der Generalstab ist der Meinung, daß die Armee nicht marschiren kann!" rief der General, — „außerdem," fügte er hinzu, „ziehen von allen Seiten weit überlegene militärische Streitkräfte heran, vom Norden melden die Vorposten, daß der General Manteuffel uns einschließt, im Süden hat der General Vogel von Falckenstein bedeutende Truppen von Eisenach herauf den Weg nach Gotha herüber dirigirt —"

„Das wäre unmöglich gewesen, wenn wir gestern Abend vorgerückt wären," sagte der König.

„Das Vorrücken war unmöglich, wie der Generalstab versicherte!" rief der General von Arentschildt.

Der König schwieg.

„Majestät!" rief der General und schlug mit der Hand auf seine Brust, — „es wird mir schwer, das

Wort Kapitulation auszusprechen, — aber es bleibt nichts Anderes übrig. Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß, mit dem General Vogel von Falckenstein in Verhandlungen zu treten!"

„— Ich werde Ihnen meine Willensmeinung darüber in einer Stunde sagen," sprach der König, — „lassen Sie Ihren Adjutanten hier!"

Und er wendete sich ab.

Der General verließ das Zimmer.

„So muß es denn sein!" rief Georg V. schmerzlich, — „das Blut all' dieser Tapfern vergebens vergossen, — vergebens all' diese Pein, Angst und Unruhe, — und warum vergebens? — weil die Nacht mein Auge deckt, — weil ich nicht an die Spitze dieser tapfern Armee treten kann, wie meine Ahnen, — wie der große Braunschweiger, — o — es ist hart, sehr hart!"

Und ein finsterer Ausdruck legte sich über die Züge des Königs; er biß die Zähne aufeinander und die blicklosen Augen hoben sich gen Himmel.

Dann aber verschwand der Zorn und Grimm aus seinen Zügen, eine stille Ruhe legte sich über dieselben, ein schmerzliches, aber mildes Lächeln spielte um seine Lippen, er faltete die Hände und sprach leise:

„Mein Herr und Heiland hat die Krone der Dornen getragen und auch für mich sein Blut am Kreuz

vergossen, — Herr! — nicht mein — sondern Dein Wille geschehe."

Er bewegte die goldene Glocke, welche ihm aus seinem Kabinet zu Herrenhausen in das Feld gefolgt war.

Der Kammerdiener trat ein.

„Ich bitte den Grafen Platen, General Brandis, Graf Ingelheim, den Kabinetsrath Lex und Regierungsrath Meding, sogleich zu kommen."

In kurzer Zeit traten die Herren in das Zimmer.

„Sie kennen die Lage, in der wir uns befinden, meine Herren," sagte der König, „wir sind von feindlicher Uebermacht umgeben und der kommandirende General erklärt mir, daß die Truppen vor Erschöpfung nicht marschiren können, daß keine Lebensmittel und keine Munition vorhanden seien, — er hält eine Kapitulation für unerläßlich, — bevor ich mich entscheide, wünsche ich auch Ihre Ansicht zu hören. — Was meinen Sie, Graf Ingelheim?"

Mit ernster, schmerzlich bewegter Miene sprach der Gesandte des Kaisers von Oesterreich:

„Es ist tief traurig, Majestät, nach einem Tage wie der gestrige von Kapitulation zu sprechen, — aber wenn die Uebermacht erwiesen ist, die uns seit gestern Abend umstellt hat," — fügte er mit Betonung hinzu, — „dann wäre es ein unnützes Opfer so vieler braven

Soldaten, — wozu Niemand Eurer Majestät rathen kann."

„Wenn man nur Jemand nach Berlin senden könnte!" — rief Graf Platen, „es wäre doch —"

„Majestät," unterbrach ihn der General von Brandis derb und mit zitternder Stimme, — „wenn es möglich wäre, daß Eure Majestät wie der Herzog von Braunschweig den Degen ziehen und selbst an der Spitze der Truppen reiten könnten, — dann würde ich auch jetzt noch sagen: Vorwärts! — und ich glaube, wir kämen durch, — so aber —" und er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und wendete sich ab, um eine Thräne zu zerdrücken, die sein Auge verdunkelte.

Der Regierungsrath Meding näherte sich dem Könige.

„Majestät!" sprach er mit leicht gedämpfter Stimme, „das Unvermeidliche muß ertragen werden, — die Sonne scheint auch durch den trübsten Tag! Eure Majestät dürfen das Leben Ihrer Unterthanen nicht unnütz opfern, — aber," fuhr er fort, „Eure Majestät sind auch der Geschichte verantwortlich und es muß konstatirt werden, daß ein fernerer Vormarsch unmöglich sei. Wenn ich Eurer Majestät einen Rath geben darf, so lassen Sie von dem kommandirenden General und allen Brigadekommandeurs auf ihre militärische Ehre und den ihrem Kriegsherrn geleisteten Eid vor Gott und ihrem Ge-

wissen erklären, daß die Truppen weder marsch= noch kampffähig seien, und daß Lebensmittel und Munition fehlen. — Dann sind Eure Majestät vor jedem Vorwurf geschützt, den Ihre Armee, Ihr Land und die Geschichte Ihnen machen könnte!"

Der König nickte zustimmend das Haupt.

„So soll es geschehen!" sprach er. — „Setzen Sie mit dem Kabinetsrath das Schreiben an den General von Arentschildt auf!"

„Und erlauben mir Eure Majestät," rief Graf Ingelheim, „in diesem feierlichen Augenblick die Versicherung auszusprechen, daß Eure Majestät nach der schmerzlichen Prüfung, welche Gott jetzt über Sie verhängt, im Triumph in Ihre Residenz einziehen werden, so wahr Oesterreich und mein Kaiser den letzten Mann für Deutschlands Recht einsetzen werden."

Der König reichte ihm freundlich die Hand.

„Sie haben auch unnütz die Strapazen des Feldzuges ertragen," sagte er mit wehmüthigem Lächeln.

„Nicht unnütz, Majestät," rief Graf Ingelheim, — „ich habe einen König und eine Armee ohne Furcht und Tadel gesehen!" —

Eine Stunde später empfing der König die geforderte Erklärung, vom kommandirenden General, dem Chef des Generalstabes und allen Brigadekommandeurs

unterzeichnet. Die Kapitulation wurde mit dem General Vogel von Falckenstein geschlossen. Bald darauf aber traf der General von Manteuffel in Langensalza ein und auf Befehl des Königs von Preußen gab er Zusatzbestimmungen, welche in hohem Grade ehrenvoll für die hannöverische Armee waren.

Die Offiziere behielten Waffen, Gepäck und Pferde und alle ihre Kompetenzen, — ebenso die Unteroffiziere ihr Gehalt.

Die Mannschaften lieferten ihre Waffen und Pferde an die vom Könige von Hannover bestimmten Offiziere, welche sie sodann preußischen Kommissären übergaben, und wurden in ihre Heimat entlassen.

Vor Allem aber sprach der General auf besondern Befehl des Königs von Preußen dessen höchste Anerkennung der tapfern Haltung der hannöverischen Truppen aus.

Der König von Hannover sendete den Grafen Platen, den General von Brandis und den Regierungsrath Meding nach Linz voraus, um ihn dort zu erwarten, — er selbst begab sich zu kurzer Ruhe nach einem Schloß des Herzogs von Altenburg, — um von da nach Wien zu gehen und dort die weiteren Ereignisse abzuwarten.

Die hannöverischen Soldaten aber, welche wie ein

Donnerschlag aus heiterem Himmel die Nachricht von der Kapitulation traf, legten voll tiefen, bittern Schmerzes ihre Waffen nieder und zogen mit dem Stab in der Hand in die Heimat zurück, welche sie so kampfesfreudig verlassen hatten.

Aber stolz und gehobenen Hauptes konnten sie zurückkehren, denn sie hatten gethan, was möglich war. Diese treue und tapfere Armee hatte auf dem letzten Ehrenfeld, auf welchem sie unter den alten Fahnen ihres Landes im Feuer stand, sich ein unvergängliches Denkmal des Ruhmes und der Ehre errichtet, und der ritterliche Kriegsherr der preußischen Armee war der Erste, der dieß Denkmal mit dem Lorbeerblatt seiner königlichen Anerkennung schmückte.

Wer aber die Geschichte jener Tage kennt und ihren wunderbar verhängnißvollen Gang verfolgt, dem drängt sich die schmerzliche Frage auf: Warum war es nicht möglich, daß die beiden so edlen, so ritterlichen und so frommen Fürsten, deren Krieger hier in blutigem Ringen gegen einander standen, — sich persönlich fanden und verständigten?